

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Belehrende und unterhaltende Geschichten]

[urn:nbn:de:bsz:31-339968](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339968)

Freundlicher Leser!

Ich höre Dich beim Anblick des neuesten „Wanderers“ schon ausrufen: „Der hat auch den alten Adam ausgezogen!“ Ein Anderer denkt, wenn er den Kalender mit dem neuen Röcklein sieht: „Kleider machen Leute!“ ein Dritter gar, der böswilligste von Allen, ruft: „Außen für, innen nir!“ —

So muß man scheint's noch um Entschuldigung bitten, wenn man einen neuen Kittel anschafft, weil der alte Klaus, schier 70 Jahre alt, gar manchen Sturm erlebt. Wenn Du aber den neuen Rock genau betrachtest, wirst Du seine Familienähnlichkeit mit dem alten Titelbild des Wanderers nicht leicht verkennen, und wenn du im Texte blätterst, wirst Du gerne zugeben, daß der „Wanderer“ auch im neuen Gewande der alte und seinem Grundsätze treu geblieben: ein Freund, ein Berather des Volkes zu sein und, wegab vom Zank und Streit der Parteien, stets bedacht zu belehren und zu unterhalten.

So hat er's durch zwei Menschenalter getrieben; er wird auch für alle Zukunft sich bestreben, ein willkommenener Gast bei Alt und Jung, Bürger und Bauer, Herr und Knecht zu sein.

Der Verleger.

Der Bauer Pavo in Finnland.

Aus dem Schwedischen des Joh. Ludwig Runeberg übersezt von Eug. Peschier.

Hoch in Saarijärvis Halde wohnte
Bauer Pavo auf dem kalten Hofe
Und bebaut' den Grund mit fleiß'gen Händen,
Doch vom Herrn nur hoffte er das Wachsthum.
Und er wohnte da mit Weib und Kindern,
Aß sein Brot im Schweiß des Angesichtes,
Baute Dämme, trieb den Pflug und säte. —

Frühling kam, es schmolz der Schnee des Aekers,
Doch er schwemmte fort der Saaten Hälfte;
Kam der Sommer, brachte Hagelschauer,
Die der Aehren Hälfte niederschlugen;
Kam der Herbst: der Frost nahm, was noch übrig.
Pavos Weib zerrauft' ihr Haar und sagte:
„Pavo, Pavo, unglücksel'ger Alter,
Nimm den Stab, denn Gott hat uns verstoßen,
„Schwer ist betteln, doch noch schwerer hungern.“
Pavo nahm der Gattin Hand und sagte:
„Prüfen will der Herr uns, nicht verstoßen;
„Misch' in's Brot zur Hälfte Birkenrinde, *)
„Ich will graben zweimal soviel Dämme,
„Doch vom Herrn erwart' ich nur das Wachsthum.“

Und die Gattin mischt in's Brot die Borke,
Und der Greis grub zweimal soviel Dämme,
Trug ein Schaf zu Markt, kauft' Korn und säte.

*) In Finnland ist reines Brot ohne Beimischung von Birkenrinde Zeichen großer Wohlhabenheit; nur wenige Häuser auf dem Lande gönnen sich diesen Luxus.

Frühling kam, es schmolz der Schnee des Aekers,
Doch er schwemmte fort der Saaten Hälfte;
Kam der Sommer, brachte Hagelschauer,
Die der Aehren Hälfte niederschlugen;
Kam der Herbst: der Frost nahm, was noch übrig.
Pavos Weib zerschlug die Brust und sagte:
„Pavo, Pavo, unglücksel'ger Alter,
„Laß uns sterben, Gott hat uns verstoßen,
„Schwer ist sterben, doch noch schwerer leben.“
Pavo nahm der Gattin Hand und sagte:
„Prüfen will der Herr uns, nicht verstoßen;
„Mische doppelt in das Brot die Borke,
„Ich will graben doppelt große Dämme,
„Doch vom Herrn erwart' ich nur das Wachsthum.“

Und die Gattin mischt in's Brot die Borke,
Und der Greis grub doppelt große Dämme,
Führt' die Kuh zu Markt, kauft' Korn und säte.

Frühling kam, es schmolz der Schnee des Aekers,
Aber diesmal schwemmt er nicht die Saat fort;
Sommer kam, er brachte Hagelschauer,
Aber diesmal schlug er nicht die Aehren;
Kam der Herbst, der Frost verschont den Aker,
Auf der Ernte Gold der Schnitter harret.

Da fiel Pavo auf die Knie' und sagte
„Prüfen wollt der Herr uns, nicht verstoßen.“
Doch mit Freuden sprach das Weib zum Greise:
„Pavo, Pavo, greife froh zur Sichel,

„Nun ist's Zeit zu leben frohe Tage,
Nun ist's Zeit, die Borke fortzuwerfen,
Und aus Roggen nur das Brot zu backen.“

Pavo nahm der Gattin Hand und sagte:
„Weiß, das litten wir, um uns zu prüfen,
Ob wir unsern Nächsten darben lassen;
Backe du zur Hälfte in's Brot die Borke,
Denn erfroren steht des Nachbarn Acker.“

Aus der Kaserne.

„Was für ein Instrument blasen Sie?“ fragte ein neu ernannter Kompagnie-Chef einen Musfker. „Die große Trommel, Herr Hauptmann.“ Der Herr Hauptmann hatte für diesmal genug gefragt.

Die letzten Augenblicke.

Dienstmädchen: 'Ne schöne Empfehlung von der Frau Inspektor und sie ließ fragen, wie es heut' dem Herrn Amtsrichter ging!

Frau: Sagen Sie, ich ließ bestens danken, es ginge aber sehr schlecht, er kam jeden Augenblick sterben.

Dienstmädchen: Soll ich vielleicht noch ein Bißchen warten?



Des Fürsten Hilfe.

Aus einer Familien-Chronik.

Dur Zeit als König Friedrich I. in Württemberg regierte, nämlich im Anfang dieses Jahrhunderts, da waren die Beamten noch gar mächtige und hochansehnliche Leute; die Bauern, die vor Amt mußten, hatten Himmelangst vor den gestrengen, hochwohlbedlen Herren Amtmännern, die damals meistens dem ärmeren Adel angehörten. Der Herr Amtmann erfreute sich zu jener Zeit aber auch einer weit größeren Machtbefugniß als heute, und hatte nicht nur Recht zu sprechen in gewöhnlichen bürgerlichen Streitigkeiten, sondern ihm standen sogar in schweren Fällen die Folter und das Richtschwert zur Seite. Kleinliche Fälle wurden damals kurz abgethan, und mancher arme Teufel wurde mit 12 bis 25 saftigen Hieben bestraft, oft ohne genau zu wissen warum. —

Es hatte dieses summarische Verfahren allerdings das Gute, daß es den Staat nicht viel kostete, höchstens alle

4 Wochen für den Büttel ein neues Meerrohr oder in Ermangelung eines solchen einen weit billigern Haselstock.

Also wie gesagt, es fürchteten sich die Bauern heidenmähig vor Amt zu gehen und zwar weil sie nichts weniger als „standesgemäß“ behandelt wurden und dann mußte es so einem Herrn Amtmann schon ganz besonders darum sein, wenn er sich bewogen fühlen wollte, Gesuche um Rechtspruch von den verschiedenen Parteien anzuhören. Bald war irgendwo ein Essen zu dem er eingeladen, bald eine Jagd, bald dieses, bald jenes, was ihn verhinderte vor 10 oder 11 Uhr auf der Kanzlei zu erscheinen; der Nachmittag war so wie so der Erholung von den Strapazen des Mittagessens gewidmet. König Friedrich wußte dieses wohl und überraschte Manchen auf sehr unliebsame Weise in seinem ländlichen Stillleben. Denn trotz des gewaltig dicken Leibes war Seine Majestät sehr lebhaften Temperamentes und hohen Sinnes für Gesetz und Ordnung.

An einem schönen Frühlingstag, etwa um 1801, fuhr der König von seiner Residenz nach dem nahe gelegenen Jagdschloß „Solitude.“ Halbwegs befahl er aber dem Kutscher zu halten, stieg aus und hieß ihn sammt dem Bedienten weiterfahren, er werde schon nachkommen. Das Wetter war prachtvoll und der König beschloß den Weg vollends zu Fuße zurückzulegen. Auf der Höhe angekommen, da wo der Wald anfängt, und wo man eine wunderschöne Aussicht auf Stuttgart und das Neckarthal hat, bemerkte er einen Menschen, der mit einem fürchterlich dicken Prügel in der Luft herumfuchtete und dabei Redensarten gebrauchte, die man für gewöhnlich selten unter ordentlichen Menschen hört.

Neugierig trat der König näher, fluchte aber nicht wenig als er unter gräßlichen Verwünschungen den Namen eines Amtmannes aussprechen hörte, welcher in einem unweit gelegenen größern Marktflecken herrschte. „Der Lump, der Leuteschinder, der dieses und jenes, ein fauler Herr Amtmann; der Himmelsfacker —“ so fluchte und schimpfte der Bauer durcheinander, dabei fauchte sein Prügel auf eine dort kunstlos angebrachte Bank, daß der Boden zitterte. — „Aber was hat Euch denn der Amtmann gethan?“ fragte der König näher tretend.

„Was er mir gethan hat? Was geht's Euch an? Ihr seid wahrscheinlich auch so einer von den Amtleuten und wenn ich's Euch sage, so komme ich schließlich erst recht in's Bsch und stecke so schon genug drin.“

„Wer weiß?“ sagte Friedrich mit seinem Lächeln, als er merkte, daß ihn der Bauer nicht erkannte. „Erzählt mir nur ungenirt, was Ihr mit dem Amtmann oder er mit Euch gehabt, am Ende kann ich doch helfen!“

„Nun denn, in Gottes Namen; schlimmer kann es ja doch nicht mehr werden, höchstens kann man mich noch einsperren und das wäre am Ende eine Wohlthat für mich.“ —

„Also! sehen Sie lieber Herr, ich muß des Verstandnisses wegen von Bornen anfangen. Vor 8 Jahren habe ich mir meine Kathel, das ist meine jetzige Frau, genommen. Wir hatten ein nettes kleines Bauerngütchen und unser ordentliches Auskommen, denn wir leben gut mit einander und schaffen und haufen, daß der liebe Gott seine Freude an uns haben muß, leider aber nicht die Menschen, die sich immer ärgern, wenn zwei gut mit einander auskommen. Da kamen nun wie hergeschneit die gottverdammten Franzosen in's Land, aber nicht als wie sie jetzt sind, mit prächtigen Uniformen als stramme Soldaten, o nein, zusammengelesenes G'sindel war's, jung und alt untereinander;

der hatte einen Rock, der einen Kittel, der seinen Leib mit alten Lumpen oder Weiberröcken umwickelt, kurz es war ein Korps wie man auf Gott's Erdboden kein miserableres finden konnte; aber das hatten alle, böhe Mäuler und freche Gesichter und predigen konnten sie so schön von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, Saubere Freiheit das; uns haben sie die Haut abgezogen und sich Freiheiten erlaubt, besonders gegen das Weibervolk, daß ich lieber davon schweige.

Aber heute noch steigt mir die Galle und heute noch kann ich es nicht begreifen, daß unsere tapfere Reichs-Armee mit ihren vielen hochstudirten Generalen nicht mit diesem Pack aufgeräumt hat, aber —“ „Weiter weiter“ drängte der König. „Mir für ungut, lieber Herr, der Zorn übernimmt eben Einen, wenn man so d'ran denkt.“

Wir glaubten im Anfang noch ungerührt durchzukommen, als auf einmal wie hergeweht, so eine Franzosen-Bande in unser stilles Dorf kam.

Zwei davon wurden mir zugetheilt, ein weltgroßer Kerle mit großen schwarzen Augen, einer Nase wie ein Hennenvogel und einem Gesicht, so gelb als wie Pergament. Auf dem Kopfe trug er eine kuriose Kappe so eine Art Zipselkappe, aber sie haben sie Jakobiner-Müge geheißt. Seine Kleidung war überall zerrissen, so, daß das schmutzige Hemd zu allen Ecken herausguckte. In seiner Begleitung war ein halbwüchsiges Bürschlein, das eine großmächtige Trommel anhängen hatte und etwas besser gekleidet war. Aber beide hatten Kokarden an ihren Kappen so groß wie ein Suppenteller und traten gewaltig breitspurig auf. Ich bewirthete die beiden so gut es ging, in der Meinung, sie würden morgen wieder abmarschiren, aber proßt die Mahzeit, denen gestiel es ganz gut bei uns, leider nur zu lange. Meine Frau klagte mir öfter, daß sie der Große, wie wir ihn nannten, mit zweideutigen oder vielmehr un-zweideutigen Redensarten und zudringlichem Wesen verfolge, doch ich dachte nichts Schlimmes dabei, haben es doch unsere eigenen Soldaten auch nicht besser gemacht, da ist der Unterschied zwischen Freund und Feind nicht groß; aber als ich eines Tages mit der Futtergabel im Fennen stand und meinem lieben Vieh eben Heu aufstecken wollte, stürzt meine Frau heulend, mit zerrissenen Kleidern und zerrauten Haaren zu mir herein, hinter ihr die beiden Franzosen und ich merkte gleich, was die Glocke geschlagen hatte; beide waren halb betrunken und ihre glühenden Augen sagten mit nur zu deutlich, weß' Lands. Kurz gefaßt, nehm' ich den kleinen Tambour am Kragen, drille ihn ein paar mal rum und werf' ihn n'aus, wo er h'rein kommen

ist, der andere zieht sein Säbel, beißt seine Zähne zusammen, daß es knirscht und dringt wüthend auf mich ein. Da — ich weiß heut noch nicht recht wie's gegangen ist — ich stoß' mit der Gabel aus voller Kraft auf ihn zu und da liegt er und rührt sich nimmer. Jetzt hieß es ausreißen. O'schwind pack ich meine bessern Kleider zusammen, das bißle Erspartes im Sack, den einen unserer kleinen Buben auf dem Arm, die Frau nimmt den andern, und wie's Donnerwetter geht's dem Wald zu. Dort haben wir uns 14 Tag' bei Kohlbrennerleuten rumtrieben und wie die Gegend wieder sauber war, ging's der Heimath zu; aber lieber Gott, wie sah's da aus! Unser nettes Haus, dem Erdboden z'eben, unser schönes Vieh fort, unsere Vorräthe vernichtet, kurz, Hab und Gut verloren." —

"Ja, ja s'waren schlimme Zeiten damals," nickte gedankenvoll der König. "Klagen und Jammern half uns freilich nichts, da hieß es angepackt und mit Gottes und unserer Nachbarn Hilfe hatten wir uns bald wieder ein eigenes Heim herg'richtet, daß es aber nicht ohne Schulden, ohne viele Schulden abging, können sie denken; ein Mißjahr und eine Ueberschwemmung ließen uns auch nicht gleich aufkommen und wir sahen in eine trübe Zukunft; und nicht nur wir, auch viele unserer Nachbarn waren durch Requisitionen, Frohnsuhren und alles Mögliche, durch die verdammten Schwindler um Hab und Gut gekommen. Ich will Ihnen nicht vorlamentiren was wir durchmachten, nach und nach kam es etwas besser und eine kleine Erbschaft half uns wieder auf die Beine. Voriges Jahr nun wurde das in unserer Nähe gelegene Kloster aufgehoben und dessen Güter verkauft. Eine solche günstige Gelegenheit, ein gutes Stück Land um billigen Preis erwerben zu können, wollt' ich nicht vorbei gehen lassen, und steigerte ein paar Morgen Ackerfeld und ein kleines Stück Neben, auf das ich schon lange ein Aug' hatte, weil es so zu sagen mitten in meinen Neckern lag und mein Gut durch dieses Stück Feld abgerundet wurde.

Die eine Hälfte des Kaufpreises konnte ich baar bezahlen, die andere sollte ich etwa vor 4 Wochen. Ich hatte das Geld bereits beisammen, als in einer Nacht bei mir eingebrochen wurde, und die ganze mühsam erworbene Summe war fort. Ich ging auf's Amt und erzählte dem Amtmann mein Unglück und bat um



Wir glaubten im Anfang noch ungerufen durchzukommen.

Vorgfrist mit der Bemerkung die Summe pünktlich nach und nach abzahlen und bis zum Ausgleich mit 5% zu verzinsen. Aber da kam ich schon an; es sei alles erlogen, hieß es, ich sei ein Lump, ein Ausdauer und hätte die ganze Geschichte nur ausdacht um die Zahlung auf Jahre hinauszuschieben und wenn ich innerhalb 8 Tagen nicht bezahle, ließe er mir pfeifen. Vergebens mein Bitten, vergebens das beste Leumundszeugniß von allen Gemeinderäthen unterschrieben. Ich ging damals fort aus dem Amtshause wie betrunken; anstatt Trost und Hilfe fand ich dort Hohn und Spott.

Ich eilte am andern Tag nochmals hin und brachte einen Bürger mit, der für die zehnfache Summe gut genug gewesen wäre, aber da hieß es, der Herr Amtmann sei auf 8 Tage zu einem großen Jagden in das Oberland verreist. Nach den 8 Tagen gingen wir wieder hin, meine Frau, der Bürge und ich, wurden aber am Morgen gar nicht vorgelassen und als wir baten am Mittag kommen zu dürfen, ließ uns der Amtmann durch seinen groben Büttel sagen, wir sollen machen, daß wir zum Teufel kommen und ihm vom Halse bleiben, er sei so genug mit dem Bauernpak geplagt und könne sich nicht noch um solche Bagatellen kümmern.“ — „Unverschämter Ker!“ — murmelte der König vor sich hin. — „Und wieder nach 8 Tagen kommt der Amtswaibel in's Haus und pfändete trotz unserm Protestiren Vieh und Hausrath. Nun ging mein Bürge nochmals selber auf's Amt und wollte die Schuld mit baarem Gelde bezahlen, da wurde ihm zur Antwort, die Frist sei versäumt, und die Gerechtigkeit, — lieber Gott die Gerechtigkeit! — müßte ihren Lauf nehmen. Was nun das Aergste noch ist, morgen soll mein Sach' verkauft werden, jetzt bei diesen Zeiten, wo das Geld so rar ist und man kaum die Hälfte des Werthes bekommt.“ — „Aber Ihr hättet Euch an eine höhere Behörde wenden sollen, da wäre Euch doch gewiß Recht geworden, die Amtsleute sind ja damals meines Wissens ausdrücklich angewiesen worden, bei gut beemundeten Käufern jegliche Rücksicht walten zu lassen; — oder wäret Ihr zum Könige selbst gegangen.“

„Rücksicht“ höhnte der Bauer, „daß Gott erbarm, wo nimmst so Einer Rücksichten; ja wenn ich ein Herr wäre, denn die helfen einander nicht, und gar zum Könige sagen Sie: unser König mag ein guter Mann sein, dich genug ist er dazu, aber was kümmert sich so ein Herr um unser einen. Nein, aber zu einem Vetter meiner Frau will ich gehen und eben bin ich auf dem Wege dahin, der ist beim Prinzen Eugen Reitknecht und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn der die Sache nicht in's Gleis bringt; ich sage Ihnen, der ist ein Möhrle, wie es keinen Zweiten gibt.“ Friedrich mußte über die Zuversicht und daß ihm und dem hochpreislichen Ministerium ein Reitknecht vorgelegt wurde, fast lachen. — „Na ich wünsche Euch Glück zu Euerm Vorhaben, und weil ich gewissermaßen gute Bekannte beim Könige habe, so will ich auch dafür sorgen, daß Eure Sache in Richtigkeit kommt. Wie heißt Ihr?“

„Stefan Krumbacher ist mein Name, sonst bin ich der Möhrlehofbauer in Heidlingen.“ „Gut,“ sagte der König und schrieb den Namen rasch auf seine Schreibtisch, nahm darauf Abschied und wanderte langsam

seiner „Solitüd“ zu. „Oh! viel Elend und Ungerechtigkeit gibt es doch in der Welt, und wie wenig kommt davon zu unsern Ohren; aber warte, Herr Amtmann von Birkendorf, ich will einmal an ihm ein Exemplar statuiren, daß die andern faulen Schlingel künftig gewiß lieber ihren Geschäften als dem Vergnügen nachziehen.“

Am andern Morgen punkt 7 Uhr fuhr eine einfache Kutsche vor das Wirthshaus zum „Döfen“ in Birkendorf. Der Wirth, in weißer Schürze und Schlegelkappe, stürzt Hals über Kopf heraus, denn eine Kutsche war damals ein seltenes Ereigniß in Birkendorf. Er öffnete den Schlag, erschrak aber nicht wenig, als er plötzlich in das ihm längst bekannte, sehr ernste Gesicht seines Königs sah. „Majestät?“ fragte er, wie der Bly die Kappe herunter reisend; „was verschafft mir diese hohe Ehre?“ „Ruhig, ruhig Alter!“ dann ein paar leise Worte dem Wirth in die Ohren flüsternd, stieg er aus und begab sich in das Innere des Hauses. Eine Stunde nachher sah man ihn dem Schlosse zugehen, das als Amtsgebäude diente; in frühern Zeiten gehörte es einer Grafenfamilie, der Staat zog es nach dem Aussterben derselben als Lehen, wieder an sich. Im Wartezimmer ließ er sich auf eine Bank nieder und rekonnozirte das Terrain. Der Amtsdienner, der die noblen Manieren seines noblen Herrn ebenfalls angenommen hatte, fragte mit barscher Stimme nach seinem Begehre.

„Ich möchte den Herrn Amtmann in einer dringenden Angelegenheit sprechen, melden Sie mich!“ — „So, so und schon um 8 Uhr Morgens! glaubt Ihr vielleicht Seine Gestirgen stehen wegen Lappalien früher auf als gewöhnlich? Was ist denn das für eine yressante Angelegenheit? Kommt um 9 Uhr wieder, wir wollen dann sehen!“ — Und um 9 Uhr ging der König wieder nach dem Schlosse und wurde bis 10 Uhr vertröstet, dann auf 11 Uhr bestellt. Dießmal nahm er aber sein dickes spanisches Rohr mit, denn der „höhnisch lächelnde“ Amtsdienner war ihm mehr als zuwider. Eben wollte der letztere die Kanzlei schließen, als der König ihn daran verhinderte. „Ich frage jetzt zum letzten Mal, ob es dem Herrn Amtmann bald gefällig ist, mich anzuhören oder nicht? Ihr geht jetzt augenblicklich hinaus in seine Wohnung und holt ihn herunter, ich warte nicht mehr länger.“

„Den Teufel werde ich? Meint Ihr grober Bauernlummel vielleicht, der Herr Amtmann habe keine andere Arbeit als auf Euch zu warten? die Kanzlei-Stunden sind für diesen Morgen vorbei; um 2 oder 3 Uhr heute Mittag könnt Ihr wieder kommen, jetzt aber marsch hinaus zum Tempel oder!“ dabei machte er eine drohende Bewegung. — Nun aber war des Königs

Geduld zu Ende; Er erhob blitzschnell seinen Stoch und blitzschnell fauete dieser auf den Buckel des laut aufschreienden Büttels und sich zur vollen Höhe aufrichtend, donnerte er den gewaltig Erstaunenden an — „Augenblicklich holt Ihr mir jetzt den Amtmann, gleichviel in welchem Zustande er ist, und wenn Ihr Beide nicht in 2 Minuten wieder da seid, dann Gnade Euch Gott!“ und auf's neue erhob er den Stoch! Diesmal aber fand es der Büttel für gut, das Herabkommen desselben nicht abzuwarten, sondern sprang in mächtigen Sätzen die Treppen hinauf, denn der Bauer kam ihm als gemach sehr verdächtig vor. Durch den Spektakel war das ganze Haus rebellisch geworden, die „Schreibnechte“ wie man anno dazumal die Aktuare noch hieß, streckten ihre Köpfe zur Thüre hinaus, zogen sie aber beim Anblick ihres, ihnen nur zu gut bekannten allerhöchsten Vorgesetzten vorsichtig wieder zurück.

Mit flammenden Augen sprang nun der Herr Amtmann im Schlafrock, Pantoffeln und Cerevis die Stiegen hinunter, um den frechen Bauernkerl höchst eigenhändig zu züchtigen; wenigstens suchte er mit einer soliden Hundspeitsche gehörig in der Luft herum.

Aber was war das? Wie durch Zauberei sank der kräftig erhobene Arm matt an die Seite, die Unterlippe hing schlaff hernieder und die zornglühenden Augen drohten zu verglasen. „Majestät!?!“ stammelte der aufs höchst betroffene — und Majestät heulte es und auf seinen Knien rutschte der Amtsdienner vor seinen König. „March Büttel — aus meinen Augen, morgen meldet er sich wieder bei seinem Regiment, vorerst als Gemeiner, verstanden?! Und Sie mein Herr Amtmann gehen, wie Sie da sind, mit mir.“ Und wieder wie durch Zauberei öffnete sich die Thüre und vor derselben stand eine Chaise, zu deren beiden Seiten je ein Gendarm zu Pferd (Landreiter hieß man's) mit gezogenem Säbel.

Lautlos stieg der Amtmann in das Fuhrwerk, dessen Bestimmung ihm nicht unbekannt war, denn es waren ihm schon ähnliche Gesandtschaften zu Ohren gekommen.

Und die Chaise fuhr ab und die Landreiter ritten daneben und nach ein paar Stunden hielt sie vor einem festungsartigen Gebäude, dem hohen Abberg, dem württembergischen Staatsgefängnisse. Der Amtmann wurde angewiesen, auszu steigen und nach 3 langen Jahren verließ er seinen bisherigen ungemüthlichen Aufenthalt wieder, um im

Unterlande eine niedere Stelle anzutreten, die ihm sehr viel Arbeit aber wenig Gehalt eintrug. Ein paar Tage nach oben erzählter Begebenheit hielt vor dem Röhlehof ebenfalls ein Landreiter. Er übergab dem erschrockenen Bauer einen großen Brief, in demselben war eine Quittung über die bezahlte Schuld — der König hatte sie bezahlt! „Gott segne unsern guten Friedrich,“ betete die Bäuerin feuchten Auges — „Amen!“ sagte ihr Mann und kaufte am andern Tage des Königs Bild, das jetzt noch von seinen Nachkommen hoch verehrt wird.

Krupp's Better.

Bei einem Studentenfestkommers soß in vollem Korpswuchs ein „alter Herr“ ganz lästerlich. „Herr Korpsbruder“ sagte ein Fuchs zu ihm, „sind Sie wohl mit Krupp verwandt?“ „Wie so denn?“ „Ha mir scheint, was der Krupp in Essen ist, das sind Sie im Sausen.“

Frauen-Weisheit.



Wisse, liebes Kind, der Tag hat nicht nur 24 Stunden, sondern auch einige Minuten. Diese Minuten sammeln die Gelehrten und machen daraus, im Schaltjahr, einen Tag. Geschähe dies nicht, so würde nach Ablauf von zwei Jahren die Sonne bei Nacht und der Mond bei Tag scheinen.

Die Erdbeben unserer Tage und die Ursachen derselben.

Dreimal im Zeitraum eines halben Jahres, nämlich vom November 1880 bis zum April 1881 vernahmen wir durch die öffentlichen Blätter von verschiedenen Punkten der alten Welt Kunde von dem Eintreten einer Katastrophe, die furchtbarer als Feuer- und Wasseränoth, mit einem einzigen Stoße ganze Städte zu Boden zu werfen, blühende Gesilde in Gindden zu verwandeln, das Leben und Besitzthum von Tausenden zu vernichten vermag. Der erste Fall dieser Art betraf eine österreichisch-kroatische, der zweite eine italienische, der dritte eine türkisch-griechische Stadt. Die Stadt Agram wurde vom 9. November 1880 durch eine Reihe von Wochen hindurch von Tag und Nacht andauernden Erdflößen heimgesucht, die Stadt Casamicciolia auf der Insel Ischia, in der Nähe von Neapel, wurde am 4. März 1881, und die herrliche Stadt und Insel Ghios an der Küste von Kleinasien am 3. April desselben Jahres von denselben unheimlichen Kräften der Tiefe bis zur Vernichtung betroffen. Erzählen wir zuerst den Hergang bei diesen drei verschiedenen Fällen und fragen wir uns dann, wie man überhaupt die Erdbeben vom heutigen Standpunkt der Wissenschaft zu erklären sucht.

Zwischen den zwei größten Zuflüssen, welche die untere Donau auf österreichischem Gebiet empfängt, der Drave und der Save, liegt das vereinigte Königreich Kroaten-Slavonien, ein ungarisches oder transleithanisches Nebenland mit 760 □ Meilen und 1 840 000 Einwohnern. Die Hauptstadt dieses im Westen an das adriatische Meer, im Süden und Osten an Bosnien und Serbien gränzenden Gebiets ist das 20 000 Einwohner zählende Agram, eine alte königliche Freistadt, die ihre Rolle in der Geschichte Oesterreich-Ungarns gespielt hat. Mit ihren zum Theil recht alterthümlichen Gebäuden dehnt sie sich am Fuße des waloreichen Scelmegebirges unweit der Save in malerischer Landschaft aus. Der schönste Stadttheil ist die sich amphitheatralisch erhebende Freistadt oder Obere Stadt mit der Residenz des Banus von Kroaten, dem königlichen Generalkommando, der königlichen Akademie und dem Theater. In der Ebene gelegen sind die Kapitel- oder Untere Stadt, und die bischöfliche Stadt mit dem architektonisch bemerkenswerthen Palaß des Erzbischofs und der Kathedrale, einem prächtigen spätgothischen Bau aus dem 15. Jahr-

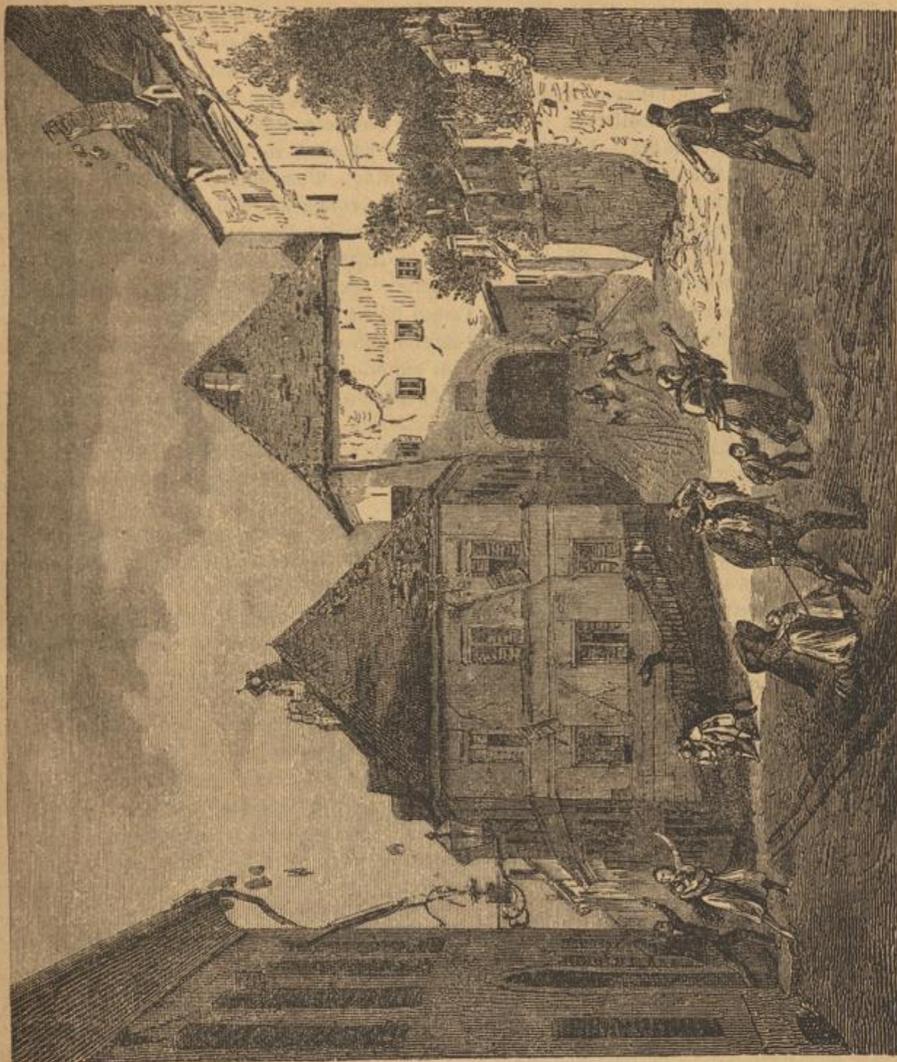
hundert. Die Stadt erfreut sich eines lebhaften Handels in Seide, Porzellan, Tabak, Getreide, Honig u. s. w. und gilt durch ihre gelehrten Anstalten, eine Universität, Akademie und die Pflege der Kunst als ein Mittelpunkt der geistigen Kultur der Südslaven.

Sorglos erwachten die Bewohner dieser Stadt am 9. November des Jahres 1880. Fleißige Arbeiter waren an ihrem Geschäft, manche Familie saß friedlich am Frühstückstische beisammen, andere dehnten sich wohl noch in ihren Betten, als auf einmal — es war genau um 7 Uhr 34 Minuten und 15 Sekunden, — ein Erdstoß erfolgte, welcher nicht weniger als 10 Sekunden anhielt. Nach diesem ersten Stoß hüllte sich die ganze Stadt in eine Staubwolke. Kamine, Dachziegel, Mauern stürzten krachend und prasselnd hernieder und bedeckten die Gassen mit Schutt. Von namenlosem Schrecken betroffen, stürzten die Bewohner, viele nur halb angekleidet, wie sie eben waren, in's Freie. Jenem ersten Erdbeben folgte nach etwa 5 Minuten ein zweites und um 8 Uhr 27 Minuten ein drittes. Schon sah man Verwundete herumliegen oder aus den Häusern tragen. Fast jedes Haus war beschädigt und gerade die größeren und stärkeren Gebäude hatten unverhältnißmäßig mehr gelitten als die kleineren und schwächer gebauten. Die Donkirche, dieser Stolz Agrams, war von Außen zerrissen, in ihrem Innern kaum mehr zu erkennen; ebenso litten die kolossale Tabakfabrik, das riesige, einer Festung ähnliche Franziskanerkloster, die Markuskirche, das Generalkommandogebäude, die Universität und der bischöfliche Palaß. Doch gab es nur wenige Tote und die Zahl der Beschädigten belief sich auf etliche und zwanzig. Daß es dabei an tragikomischen Szenen nicht fehlte, kann man sich denken. Frauen brachen in Weinen und Lachkrämpfe aus. Ein zur Trauung in die Kirche fahrendes Brautpaar wurde unterwegs vom Erdbeben überrascht und der Kutscher von herabfallenden Ziegeln schwer verwundet. Der Zug mußte umkehren, weil alles entsezt die Wagen verließ. Trotzdem fand die Trauung Nachmittags in einem Privathause statt. Eine Panik unbeschreiblicher Art herrschte in den Druckereien der Tagesblätter, wo die Setzkästen unter den Händen der Setzer zur Erde geworfen wurden und diese entsezt die Offizinen verließen. Zahlreiche Familien, theilweise im tiefsten Nealige ihrem wankenden Heim entronnen, kampirten auf öffentlichen Plätzen in Marktbuden, Stellwagen und den zur Verfügung gestellten

den derselben

Eisenbahnwaggons. Viele durchaus ernste Leute sagten, sie hätten die Ueberzeugung gehabt, daß nun das Weltende hereingebrochen sei. In der That, wenn der Fußboden wankt, wenn selbst die Erde nicht mehr fest

der Menschen sich vollzieht. Wäre der Schreckenstag des 9. der einzige seiner Art gewesen, nun so hätten sich die Gemüther bald wieder beruhigt. Aber das war das Furchtbare an dem Erdbeben von Agram, daß



Verstörungen durch das Erdbeben beim Steinthor in Agram.

unter den Füßen ist und auch das scheinbar Unverrückbare sich als unhaltbar erweist, da schwinden dem Menschen alle Begriffe. Jeder, der ein Erdbeben mitgemacht hat, sagt, man könne sich keine Vorstellung von der Revolution machen, die da in den Köpfen

es noch viele Wochen bis gegen die Mitte Dezember fort dauerte und die Einwohner in fortwährendem Schrecken durch alltägliche und allnächtliche Stöße erhalten wurden. Ein Korrespondent vom 11. November Abends 9 Uhr schreibt: Ein entsetzlicher

Tag! Es ist, als hätten sich alle Mächte gegen diese vielgeprüfte Stadt verschworen. Man steht nichts als schreckverzerrte, angstgefüllte Gesichter. Jedermann denkt nur daran, wie er sich und die Seinen im Momente einer Wiederholung der Katastrophe retten könne. Seit gestern erschütterten nicht weniger als 5 mehr oder minder bedeutende Erdstöße unsre Stadt. Einer derselben, um 11 Uhr 20 Minuten Vormittags, war von einer Gewalt, daß Alles entsezt auf die Straßen stürzte. Die Stimmung der Bevölkerung ist, kurz gesagt, die Todesangst in Permanenz — kein Wunder, daß nun eine förmliche Auswanderung begann. Mehr als 1000 Familien verließen am 11. November die Stadt. Die Passagiere machten förmlich Queue in der zum Bahnhof führenden Straße. Weiber und Kinder drängten sich lärmend heran. Doch auch die Umgegend bot keine Sicherheit. Von allen Seiten kamen Berichte von eingestürzten Schlössern, Kirchen und Schulen. Eine Stunde von Agram liegt der Wallfahrtsort Kemete. Diodortige Muttergotteskirche, in welcher sich neben alten Fresken auch eine jüngst von dem ungarischen Altherthumsforscher Thaloczzy entdeckte Corvin'sche Grufte befindet, war ein Schutthaufen; nur der Thurm war merkwürdigerweise stehen geblieben. Wie in Agram die stärksten Gebäude am meisten mitgenommen wurden, so war es auch in der Umgegend. Die herrschaftlichen Schlösser mußten verlassen werden und Bauernhäuser waren nun gesuchter als die Paläste, weil man sich dort verhältnißmäßig am sichersten glaubte. Die Kadettenschule in Neudorf wurde geräumt, die Insaßen wurden nach Karlstadt übergestedt. Aus dem benachbarten Granefina wird gemeldet, daß das Erdbeben am 9. auch dort großen Schaden angerichtet hat. Die dortige Pfarrkirche ist total ruinirt. Als das Erdbeben ausbrach, las der dortige Pfarrer, Herr Mitec, die Messe, aber diesmal nicht am Hauptaltar, sondern an einem Seitenaltar und dies war sein Glück. Denn als der Kirchturm einstürzte, fiel dieser gerade auf das Kirchendach, zertrümmerte dasselbe und die Wölbung gerade über dem Hochaltare so, daß derselbe von Trümmern bedeckt wurde. Der Pfarrer fiel ohnmächtig nieder und wurde mit schwerer Mühe ins Freie gerettet. Es befand sich nur noch der Landmann Peter Novak in der Kirche, der sich beim Hauptausgang retten wollte; hier aber wurde er von den Trümmern des einstürzenden Thurmes ereilt und verschüttet. Man fand seinen Leichnam in aufrechter Stellung. Aus Agram wird weiter vom 16. November berichtet: Die durch etwa 5 Stöße während der Nacht hervorgerufene Panik ist unbeschreiblich.

Der erste Stoß kam um 12 Uhr 2 Minuten Nachts; diesem folgten in kurzen Zwischenräumen drei andere, worauf um 4 Uhr 33 Minuten Morgens ein heftiges Beben erfolgte. Wenige Minuten nach dem ersten Stoß waren bereits Straßen und Plätze mit angstgefüllten Männern, verzweifelnden Weibern und schreienden Kindern angefüllt. Es war ein furchtbares Nachbild. Der Mond schien heiter am prachtvollen Sternenhimmel, während im Innern der Erde dafür die furchtbarsten Elemente entfesselt schienen. Fast jeder Erdstoß kündigte sich durch ein vorausgehendes, unheimliches Brausen an. Vom Gebirge her waren heftige Detonationen vernehmbar. Mit den Morgenzügen verließen wieder zahlreiche Bewohner die Stadt. Im Ganzen war innerhalb der ersten 8 Tage die Bevölkerung um ein gutes Drittel durch Wegzug vermindert. Erst gegen Mitte Dezember beruhigte sich der Boden von Agram und allmählig kehrten die Geflüchteten wieder auf den heimischen Boden zurück. Der Stadt war ein Schaden von 3 Millionen Gulden erwachsen. Aber überall regte sich die Mildthätigkeit zu Gunsten der schwer geprüften Bewohner; der Kaiser Franz Josef hatte gleich zu Anfang der Katastrophe 10 000 fl. gespendet.

Ein Ereigniß, wie das hier ausführlich geschilderte Erdbeben von Agram, dürfte mit Recht als ein außerordentliches bezeichnet werden. Und dennoch können wir das Wort außerordentlich nicht im strengeren Sinn nehmen. Seit dem Agramer Ereigniß haben im Süden und an der Ostgrenze Europas zwei Katastrophen stattgefunden, welche an Furchtbarkeit der Zerstörung an Menschen und Eigenthum das Agramer Erdbeben noch weit überboten haben. Es war am 4. März des Jahres 1881, als die schönste und größte Insel in dem unvergleichlichen Golf von Neapel, Ischia, von einem Erdbeben heimgesucht und dem durch seine warmen Heilquellen weithin berühmten Städtchen Casamicciola der Untergang bereitet wurde. Hier handelte es sich nicht um eine lang fortgesetzte Erdbebenperiode wie bei Agram, sondern ein Schlag, ein Stoß — und ein blühendes Städtchen, das an 5000 Einwohner zählte, war fast vom Erdboden verschwunden. Der erste Stoß erfolgte kurz nach 1 Uhr, der zweite einige Sekunden später und dieser dauerte ungefähr 7 Sekunden. Der Umstand, daß die Katastrophe gerade um die Mittagszeit eintrat, hat so viele Opfer an Menschenleben erfordert. Denn die Bewohner, die vom Feld- und Weinbau lebten, waren eben über die Mittagszeit nach Hause gekommen. Gleich zu Anfang wurden mehr als 30 Tode und 24 Verwundete aus dem Schutt-

haufen hervorgezogen. Mit rühmendwerthem Eifer arbeiteten die Behörden. Die Regierung schickte von Neapel ein Kriegsschiff mit den nöthigen Arbeitern, Werkzeugen, Lebensmitteln u. s. w. Die Zahl der Todt ausgegrabenem belief sich später auf 120, die der Schwerverwundeten auf 140. 449 Häuser waren eingestürzt oder unbewohnbar und 455 Familien mit 2427 Personen waren obdachlos geworden.

Von den beiden Stößen, welche den Untergang von Casamicciola herbeiführten, kam der erste in vertikaler Richtung; dieser lockerte zwar alle Fugen, würde aber nicht so verheerend gewirkt haben, wenn nicht eine zweite, eine Horizontalschütterung, nachgefolgt wäre, welche den Einsturz der Häuser bewirkte. Diese Horizontalschütterung nahm einen wirbelförmigen Verlauf, ein Beweis, daß der Grund des Einsturzes nicht etwa in

einer bloßen Unterwaschung des Bodens durch die warmen Quellen, sondern in einem eigentlichen Erdbeben zu suchen ist. Ein noch viel größeres Unglück traf inzwischen, 4 Wochen nach der Katastrophe von Ischia, die schöne, an der Ostseite der kleinasiatischen Küste gelegene Insel Chios, die schönste der Sporaden. Schon im Alterthum berühmt durch ihren feurigen Wein, erzeugte die 19 Quadratmeilen große Insel prächtige Südfrüchte, Del, Getreide, Seide und Baumwolle, und die auf etwa 50 000 geschätzten, in der Stadt und 25 Dörfern lebenden Einwohner sind ein munteres, angenehmes und betriebsames, griechisches Handelsvölklein. Kaum waren die letzten Spuren der furchtbaren Zerstörung in dem griechischen Freiheitskriege verwischt, wo 22 000 Einwohner von den Tür-

ken niedergesäbelt und die Insel mit Feuer und Schwert verwüstet worden war, als am Sonntag, den 3. April, also gerade 4 Wochen nach der Zerstörung von Casamicciola, Nachmittags um 1 1/2 Uhr, auch hier zwei Erdstöße nach einander erfolgten, die Tod und Verderben über die paradiesische Insel verbreiteten. Der



Zerstörung der Kirche St. Nikolaus in der Stadt Chios durch das Erdbeben.

Grund und Boden schwankte und bebte. Ueberall hörte man das unheimliche, unterirdische Rollen des Erdbodens, das Krachen stürzender Häuser, das Spalten der Mauern und das herzerreißende Wehklagen der Verwundeten. Nicht bloß die Stadt und die Dörfer der Insel, sondern auch die Berglandschaften wurden ein Schauplatz der Verwüstung. Gewaltige Erd- und Steinmassen stürzten von den Bergen nieder. Die Erschütterungen dauerten fort und bis zum 8. hatte man schon 250 Erdstöße gezählt. Von den Steinhäusern der Hauptstadt sind nur etwa 50 stehen geblieben, die andern bildeten unförmliche Trümmerhaufen, grauenvolle Gräber zahlreicher verunglückter Menschen. Die Anzahl der Todten wird auf 10 000, von andern auf 16 000 Menschen geschätzt.

Wir könnten freilich aus früherer Zeit noch viel von verheerenden Erdbeben berichten, welche auch die Schrecken von Ghios noch weit hinter sich gelassen haben, von den Erdbeben in Lissabon im Jahr 1755, von dem von Caracas 1812, von dem in Kalabrien 1857, von dem von Peru und Chili im Jahr 1868, wo sich die Anzahl der Todten zum Theil auf mehr als 100 000 belaufen hat. Aber wir wollten nicht von früheren Ereignissen berichten, sondern nur dasjenige unsrem Geiste vergegenwärtigen, was wir in unsern Tagen erlebt haben, und wäre es auch nur, um dem Schöpfer zu danken, daß wir selbst froh sein müssen, sicher und ruhig auf unserm heimischen Boden schlafen und arbeiten zu dürfen. Freilich, wenn es auch im Allgemeinen sicher ist, daß die vulkanischen Gegenden der Erde mehr bedroht sind als andere, und wiederum die Gebirgsgegenden überhaupt mehr als die Flachländer, so ist doch keine Gegend der Erde ganz sicher vor diesen unterirdischen Konvulsionen und gehören die Erdbeben überhaupt mehr zu den gewöhnlichen, als zu den seltenen Vorkommnissen der Erdgeschichte. Ein französischer Forscher, Verrey in Dijon, hat ja herausgerechnet, daß vom Jahr 1751 bis 1800 nicht weniger als 3654 Erdbeben stattgefunden haben und von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis in unsre Tage 10 000 und schon Humboldt hat gesagt, daß im Durchschnitt jeden Tag etwa 2 Erdbeben stattfinden. Eben die Gegend von Agram, in der doch weit und breit von vulkanischen Erscheinungen keine Spur vorhanden ist (auch die Entstehung von sogenannten Schlammvulkanen bei der letzten Katastrophe hat sich nicht bekümmert), ist doch in früheren Zeiten von Erdbeben gar häufig heimgesucht worden. Das letzte vor dem neuesten Ereigniß war das vom 21. und 22. Juni 1879. Bei einem z. B. am 26. März 1502 ist der Thurm der Markuskirche eingestürzt und wurden die meisten Gebäude beschädigt, so daß dieses dem Ereigniß unserer Tage an zerstörender Gewalt am meisten gleichkommen möchte.

Was ist nun aber die Ursache dieser gewaltigen Erschütterungen, denen der Boden unter unsern Füßen zuweilen und, wie wir sehen, viel häufiger als wir glauben, ausgesetzt ist? Und was ist insbesondere die Ursache der Katastrophe von Agram, wo vulkanische Kräfte nicht ins Spiel kamen, gewesen? Da müssen nun auch die Gelehrten unsrer Tage zugeben, daß ihr Wissen Stückwerk und daß es noch bis auf den heutigen Tag nicht möglich ist, eine übereinstimmende und allseitig befriedigende Antwort zu geben. Doch wollen wir es versuchen, noch einige Bemerkungen zu bringen,

welche uns eine richtige Anschauung von der Sache verleihen mögen.

Früher war man geneigt, alle Erdbeben auf vulkanischen Ursprung zurückzuführen. Sicher ist: in der Nähe von Vulkanen sind von jeher auch die Erdbeben häufig gewesen. Das oben genannte Kalabrien liegt ja z. B. gerade in der Mitte zwischen den zwei einzigen noch thätigen Vulkanen Europas, dem Vesuvius und dem Aetna. Die Insel Ischia trägt selbst einen erloschenen Vulkan, den Epomeo und liegt nur einige Stunden vom Vesuvius entfernt. Die Cordilleren Amerikas, an deren Westfüße die Küstenländer Peru, Bolivia und Chili, jetzt die erdbebenreichsten Länder der Erde, liegen (die Stadt Lima ist schon 11 mal vom Erdbeben zerstört worden und in Chili macht man sich aus einem Erdbeben nicht mehr als bei uns aus einem Gewitter), sind nichts als eine lange Reihe von theils thätigen, theils ruhenden, theils erloschenen Vulkanen. Jeder Ausbruch eines Vulkans ist von einer Erschütterung des Bodens begleitet, gerade ebenso, wie, um Großes mit Kleinem zu vergleichen, der Erdboden unter Dir erzittert, wenn Du Dich an eine Barriere der Eisenbahn stellst und ein Schnellzug an Dir vorüberfaßt, oder wie der Boden auf stundenweite Entfernung erdröhnt, wenn in dem Krupp'schen Stabliement in Essen der Dampfhammer herniederfällt, wo es heißt:

„Und bilosam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.“

Oder man denke an eine Seeschlacht, wo die Erschütterung der Luft durch den Kanonendonner dem Wasser sich mittheilt und die zuvor spiegelglatte See zu mächtigen Wogen sich aufhüht, als ob in der Natur ein Sturm losgebrochen wäre, oder an die Explosion einer Pulvermühle, die stundenweit eine Erschütterung des Erdbodens hervorbringt. Soviel also ist sicher: ein Schlag, ein plötzlicher Druck, eine Explosion pflanzen sich, und zwar in konzentrischen, wellenartigen Schwingungen, im Erdboden fort, wie der Schall in der Luft. Merkwürdigerweise hat man gerade bei dem Agramer Erdbeben gefunden, daß der Schall etwa dieselbe Geschwindigkeit hat wie die Erdbebenwelle. Zener legt in der Sekunde einen Raum von 340, das Erdbeben in derselben Zeit einen solchen von 305 Meter zurück. Das Centrum des Agramer Erdbebens liegt, wie man vermuthet, nicht in Agram selbst, sondern etwa eine halbe Stunde südwestlich von der Stadt. Aber eben dieser Ausgangspunkt ist natürlich nicht auf der Erdoberfläche selbst, sondern tiefer gelegen. Auch über die Tiefe des Erdbebenzentrums hat man bei verschiedenen Erdbeben äußerst feine und kompli-

Durchschossene Kalender.

zerte Berechnungen angestellt. So hat man gefunden, daß für das Erdbeben von Kalabrien 1857 der Ausgangspunkt in einer Tiefe von 10 667 Meter oder $1\frac{1}{2}$ geographische Meilen gelegen ist. Für das mitteleuropäische Erdbeben in Gerau am 6. März 1872 berechnete man die mutmaßliche Tiefe des Herdes auf 17956 Meter oder 2,4 geographische Meilen. Bedenken wir, daß der Durchmesser der ganzen Erdkugel (am Aequator) 1720 geographische Meilen beträgt, so können wir ermessen, daß der Ausgangspunkt der Erschütterung in den obigen Fällen durchaus nicht in großer Tiefe, sondern verhältnismäßig nahe an der Erdoberfläche, ja noch innerhalb der eigentlichen festen Erdkruste zu suchen ist. Mancher könnte nun glauben: wenn das Erdbeben schon an der Erdoberfläche solche verheerende Wirkungen hervorbringt, wie stark muß erst die Erschütterung in jener Tiefe sein, wo es seinen Ursprung nimmt! Da ist nun merkwürdiger Weise eben das Gegentheil der Fall. Gerade wie die Stürme, die auf der Oberfläche des Meeres haufen, von Tauchern, die gleichzeitig in einer gewissen Meeres Tiefe sich befinden, gar nicht empfunden werden, so hat man häufig beobachtet, daß Bergleute in einer gewissen Tiefe von der Erschütterung die ganz gewiß auch durch ihren Standpunkt sich fortgepflanzt hat, nichts oder fast nichts, und die Bergleute im unteren



Förster: Na, Klaus, der Kalender, den Ihr mitgebracht habt, ist ja ganz zerfetzt und zerlumpt.

Kreiser Klaus (aus der Stadt kommend): Ja, der Herr Förster hatten doch partout einen durchschossenen Kalender gewollt, der Buchbinder hatt' aber keine und meinte, die wären viel theurer; da hab' ich halt 'en andern genommen und hab'n Ihna selbst durchschossen.

das Ufer ihre konzentrischen Wellenschläge verbreitet. Ein schwimmender Gegenstand wird nur sanft von dieser Woge gehoben, aber wenn die Welle an die Ufermauer anprallt, schlägt sie hoch empor und spritzt den schäumenden Wassergischt in die Höhe. So werden bei den Erdbeben die obersten Schichten stets am meisten betroffen, und je dünner und leichter diese obersten Erdschichten sind, desto auffallender die Wirkungen. In der Nähe von Resnik bei Agram entstanden in schlammiger und sandiger Gegend Risse und Spalten, durch Löcher wurde Schlamm und Sand emporgetrieben und gruppirte sich in runden Gebilden ähnlich den Schlammvulkanen Südamerikas. Schon glaubte man, es müsse irgend eine vulkanische Eruption mit im Spiele sein. Die Befürchtungen, ein neuer Vulkan sei unter dem Boden von Agram in der Bildung begriffen und werde nächstens seine glühenden und verheerenden

Schacht einer Grube weniger, als die im oberen Schacht befindlichen verspürt haben; ebenso die Bewohner von den oberen Stockwerken eines Hauses mehr als die von den unteren. Direktor Radimsky von Wies in Steiermark berichtet, daß das Erdbeben von Agram auf der Braunkohlengrube Brunn und ebenso in Schönegg nur von den Grubenarbeitern, welche in geringer Tiefe bis zu 30 Meter unter der Erdoberfläche arbeiteten, gespürt wurde, von den tiefer arbeitenden nicht. Jene fühlten die Bodenschwankungen, sie hörten die Gerüste krachen, daß sie glaubten, die Grube stürze ein und wollten sich flüchten. Die Arbeiter in 60—120 Meter Tiefe unter ihnen verspürten nicht das geringste. Wir könnten zur Erklärung dieses Umstands auf eine ähnliche Wirkung der Pluthwelle aufmerksam machen. Das Rad eines Dampfschiffs erzeugt eine Welle, welche bis an

Massen über die unglückliche Gegend ergießen, haben sich aber als unbegründet erwiesen. Von einer vulkanischen Wirkung war keine Spur wahrzunehmen. Eben dies ist das Interessante und Neue an dem Agramer Erdbeben. Erdbeben können allerdings einen vulkanischen Ursprung haben. Aber, wie es vulkanische Ausbrüche geben kann ohne Erdbeben, so kann es auch Erdbeben geben, wo weit und breit weder über noch unter der Erde ein Vulkan vorhanden ist. Humboldt nannte die Vulkane die Sicherheitsventile der Erde. Wenn der Kanal, durch welchen die Lava der Vulkane sich entladen will, verstopft ist, dann allerdings theilt sich die unterirdische Bewegung nach der Breite aus und entsteht ein Erdbeben. Aber Erdbeben wie die von Großgerau, mitten im friedlichen Rheinthale zwischen Darmstadt und Mainz, oder wie das von Agram haben mit Vulkanen nichts zu thun. Hier muß nach einem andern Grunde gesucht werden.

Solen wir noch etwas weiter aus. Unsere Erde, die sich nach der nun allgemein angenommenen Theorie des französischen Astronomen Laplace ursprünglich wie alle Himmelskörper, in Dunstform, dann in einem glühenden oder feuerflüssigen Zustand befand, wie noch jetzt unsere Sonne und sämtliche Fixsterne, hat sich durch die fortwährende Berührung mit dem kalten Weltraum, den sie durchwandelt, an ihrer Oberfläche allmählig abgekühlt und eine Kruste angelegt. Im Innern ist sie noch jetzt in einem feurigen Zustand. Ob dieser ein eigentlich flüssiger, ein gasartiger oder ein kompakter ist, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Wegen des ungeheuren Druckes, den das Äußere auf das Innere ausübt, ist man neuerdings mehr geneigt, die jedenfalls feurige Masse in einem kompakten Zustand sich vorzustellen. Die Dicke der Kruste bis zu jener Region, wo alle auch die festesten Mineralien in einem glühenden Zustand gedacht werden müssen, wird auf 10 bis 20 geographische Meilen geschätzt. So mag es jetzt sein. Früher war die Kruste dünner und in späterer Zeit wird sie immer dichter werden, etwa wie bei unfrem Monde, der schon einem ganz starren Zustand verfallen zu sein scheint. Mit der allmählichen Abkühlung geht aber eine immer größere Konzentration Hand in Hand. Die Erde wird kleiner, sie schnürt sich zusammen. Die Kruste aber ist nun einmal vorhanden. Die natürliche Folge von der Verengerung der Kruste ist eine Stauung und Faltung. Man hat sich erst neuerdings klar gemacht, daß auf diesem Wege und nicht wie man früher glaubte, durch vulkanischen Austrieb von Unten nach Oben die Gebirge entstanden sind. Man hat sich dies recht schön veranschaulicht durch Kautschukugeln,

die man mit Delfarbe übermalt hat. Man hat diese Kugeln sodann einer Zusammenziehung ausgesetzt und siehe da: die Farbenkruste hat sich ganz ähnlich gefaltet, wie die Gebirge und Thäler unserer Erde eine Faltung der Erdoberfläche im Großen darstellen. Es ist ein Verdienst der österreichischen Geologen, diese Erklärung der Gebirgsbildung, welche jetzt so ziemlich allgemein angenommen ist, zur Geltung gebracht zu haben.

Nun würde man sich aber sehr täuschen, wenn man glaubte, die Krustenbildung der Erde sei fertig. Sie ist ein fortgehender, auch in Millionen von Jahren nicht zum Abschluß kommender Prozeß. Da drängt und schafft alles von Außen nach Innen, von der Oberfläche nach dem Centrum hin. Sollte dieser Prozeß vor sich gehen, ohne daß da und dort in der festgewordenen Kruste Spaltungen, Rissungen und Dislokationen stattfinden? Die ganze Kruste kann der Konzentrationskraft nicht folgen. Sie muß an gewissen Stellen sich blähen, stauen und verschieben. Was horizontal gelagert war, kommt in eine schiefe, senkrechte, überworfenen oder umgekehrte Stellung, und diese verschobenen Stellungen geben bei Unterwaschung oder Auslaugung des Bodens durch Gewässer vielleicht später wieder Anlaß zu neuen Konvulsionen. Die uns benachbarten Alpen geben allenthalben die sprechendsten Beispiele der Verschiebung und Dislokation. Man betrachte nur die schiefen, gegen den Bodensee meist unter einem halben rechten Winkel geneigten Massen der Rorschacher Sandsteine oder die mehr senkrechte Stellung und die Gewölbbeildungen der alpinischen Kreide im Säntisgebiet, deren sämtliche Schichten doch einst ganz ruhig im ehemaligen Kreidenmeer abgelagert worden waren. Man ist freilich davon abgekommen, solche Aufrichtungen und Verschiebungen durch gewaltige, kurze Katastrophen erklären zu wollen, aber ohne Erschütterungen des Bodens ist es dabei gewiß nicht abgegangen. Tausende von Erdstößen müssen die Entstehung des Alpengebiets, in denen es doch keine Vulkane gibt, und der andern Gebirge begleitet haben — und dieselben Kräfte, welche den Gebirgsbau hervorgerufen haben, wirken noch heute fort. Gerade die Gebirgsländer sind abgesehen von den Vulkanen, noch heute die Haupttheerde der Erdbeben; und die Richtungslinien der Erdbeben stehen, wie man besonders in den österreichischen Alpenländern nachgewiesen hat, in einem gewissen Zusammenhang mit der Richtung der Gebirgslinien. Im Allgemeinen also kann man sagen: Jede Veränderung, die im Schichtenbau der Erdrinde, sowohl durch andere lokale Ursachen, als durch die Konzentration der Erde im

Der kleine Blauderer.

Ganzen und Großen sich vollzieht, ist ein Anlaß zu einem Erdbeben und braucht man das feuerflüssige Erdinnere hiefür gar nicht zu Hilfe zu nehmen. Neben die vulkanischen Erdbeben stellt man jetzt die sog. Dislokationserdbeben. Das Erdbeben von Agram ist ein Dislokationserdbeben gewesen, während bei Ischia und Chios vielleicht die vulkanischen Ursachen mehr maßgebend gewesen sind.

Es hat zwar neuerdings eine Theorie, welche gerade diesen feuerflüssigen Kern der Erde in den Vordergrund stellt, sich die Gunst des Publikums in hohem Grade errungen, aber merkwürdigerweise mehr unter den Laien als in der gelehrten Welt. Ein österreichischer Professor, Falk, hat die Idee eines französischen Forschers aufgewärmt, daß der Mond und die Sonne durch ihre Anziehungskraft gerade ebenso auf das feuerflüssige Erdinnere wirken, wie auf das Meer, oder daß sie dort im Schoß der Erde die Erscheinung von Ebbe und Flut gerade ebenso hervorbringen, wie dies auf dem Wasser der Fall ist.

Dann müßten die Erdbeben aber ebenso regelmäßig, also zweimal per Tag eintreten, wie die Ebbe und Flut, und sie müßten, wie diese, stets zur Zeit des Vollmonds und des Neumonds am stärksten sein, weil hier Sonne und Mond mit vereiniger Anziehungskraft auf die Erde wirken. Auch müßte der Mittelpunkt eines Erdbebens viel tiefer liegen, als er bei nicht vulkanischen Erdbeben bis jetzt nachgewiesen worden ist; nämlich nicht innerhalb, sondern unterhalb der festen Erdkruste.

Fügen wir hinzu, daß die kühnen, von obigem Professor auf seine Theorien gegründeten Voraussetzungen, daß an dem und dem Orte auf der Erde zu der und der Zeit ein Erdbeben stattfinden müsse, sich nicht bewahrheitet haben.

Allerdings müssen wir bei der großartigen Erscheinung, die wir heute besprochen haben, wie schon gesagt, die Beschränktheit des menschlichen Wissens in vollem Maße zu gestehen. Aber wie kurz ist die Zeit, seit der man angefangen hat, die Naturphänomene mit den Mitteln der Wissenschaft gründlich zu erforschen! Ist man in unsern Tagen so weit gekommen, daß die Witterung des folgenden Tages mit größter Wahrscheinlichkeit vorausbestimmt, daß der herannahende Sturm mit vollkommener Gewißheit dem zum Auslaufen gerüsteten Schiffer noch zur rechten Zeit mit-



„Großpapa, mach' 'mal die Augen zu!“

„Warum?“

„Ei, die Mama hat gestern zum Papa gesagt, wenn 'mal der Großpapa die Augen zuthut, dann ziehen wir Alle in Dein Haus.“

getheilt werden kann: so dürfen wir hoffen, daß auch über das geheimnißvolle Walten der Naturkräfte im Innern der Erde mehr und mehr Licht verbreitet werden wird, und wenn das Licht der Wissenschaft auch in den zerstörenden Wirkungen der Natur eine gewisse Ordnung und Gesetzmäßigkeit nachzuweisen vermag, so werden ihre Schrecken gemildert und an die Stelle scheuen Aberglaubens tritt eine ruhige und nüchterne Anschauung der irdischen Dinge.

Prof. A. Steudel.

Schade darum.

Hancle! Geh' n'über in Hirschen und hol mir 2 Liter Bier, s'wâr wirklich schab', wenn ich mir den schönen Durst mit Wassertrinken verderben thât.

Konradin Kreuzer. *)

Im November vorletzten Jahres ist in den verschiedensten Gauen Deutschlands, ja über Deutschland hinaus, ein Fest gefeiert worden, zu Ehren eines Mannes, der es wohl verdient hat, daß man sein Gedächtniß bewahre, des Sangesmeisters Konradin Kreuzer. Es war die Feier seines 100jährigen Geburtstages; mit gutem Grund hat sich an diesen Tag ein großer Theil unseres Volkes, eine stattliche Schaar seiner Verehrer dankbar und freudig dessen erinnert, was wir ihm verdanken. Wenn damals das deutsche Volk auf das erste Jahrzehnt des neu erstandenen Reiches zurückschaute, so galt seine Dankbarkeit und Bewunderung nicht bloß denen, welche mit dem Schwert den Feind bezwangen, sondern auch den Männern, welche seit langen Jahren durch ihre Lieder und Gesänge im Volk die Begeisterung für das Vaterland und die Sehnsucht nach Einigung unseres Volkes weckten und wach erhielten. Und zu diesen gehört auch Konradin Kreuzer.

Muß so das ganze deutsche Volk in Kreuzer den Mann ehren, welcher auch sein redlich Theil beigetragen zu den großartigen Erfolgen unserer jüngsten Vergangenheit; so ist es vor allem die Pflicht der Männergesangsvereine, sein Gedächtniß in Ehren zu halten. Denn zu der Zeit, da der Männergesang ins Leben trat, in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, stand Kreuzer mitten in seinem Schaffen; er bot den neu aufstrebenden Männerchören treffliche Lieder und war neben Hans Georg Nägeli, Karl Maria von Weber und Friedrich Silcher der hauptsächlichste Förderer dieser Sangeskunst. Und noch heute, wo Männerchöre erklingen, Freude bringend und erhebend, hört man gewiß auch immer etwas von Kreuzer, und seine Lieder zählen sicherlich nicht zu den schlechtesten.

Sein Andenken auch unter seinen Landsleuten, den Lesern des „Wanderers am Bodensee“ aufzufrischen und zu erhalten, ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Konradin Kreuzer wurde am 22 November 1780 auf der „Thalmühle“ unweit des badischen Amtstädtchens Messkirch dem wackern, ehrbaren Müller Johann Baptist Kreuzer als das achte Kind geboren. Seine Mutter Barbara, geb. Hegele, soll eine tüchtige, brave Hausfrau gewesen sein, die sich besonders der Erziehung ihrer Kinder mit treuer Sorgfalt annahm.

*) Der Künstler selbst schrieb sich zwar mit K, aber im Taufbuch ist der Name mit bloßem z geschrieben.

Der junge Konradin zeigte schon frühe besondere Neigung und Begabung für die Musik und erhielt den ersten Unterricht in dieser Kunst von dem Schullehrer und Chorregenten in Messkirch, Johann Baptist Neger. Der ausschließliche Künstlerberuf lag aber nicht im Sinn der biedern, einfachen Eltern; vielmehr beschloffen sie, aus dem aufgeweckten Knaben, ihrem Liebling, etwas „Rechtes“ einen Geistlichen, werden zu lassen.

Der Knabe lernte nun zuerst Latein in der Abtei zu Zwiefalten, einem am Südrhang der Schwäbischen Alb gelegenen Städtchen. In der Musik unterrichtete ihn hier der geschickte und kenntnißreiche Priester Weinrauch. 1796 wurde er zum Zweck weiterer Ausbildung nach Schuffenried, einem nicht weit von Friedrichshafen entfernten Orte, geschickt, wo die Klosterbrüder vom Prämonstratenser-Orden eine höhere Schule eingerichtet hatten. Zwar verwendete dort der Schüler auch auf die übrigen Unterrichtsfächer Zeit und Mühe; dennoch war und blieb die Musik seine liebste und vorzüglichste Beschäftigung. Er übte sich auf mehreren Instrumenten ein, besonders auch auf der Orgel; daher er dann beim Gottesdienst die Orgel zu spielen hatte. Außerdem mußte er in der Schule etwa 40 Kindern den Gesangunterricht erteilen. Zur Theologie verlor er, der eben einmal zum Musiker geboren war, mehr und mehr die Neigung; doch bezog er 1799 die Hochschule in Freiburg, um wenigstens Medizin zu studiren und so, wie sein Vater wünschte, sich auf einen gesicherten, tüchtigen Beruf vorzubereiten. Erst als sein Vater gestorben war, im Jahre 1800, und der kindliche Gehorsam der natürlichen Neigung keinen Zwang mehr auferlegte, konnte Kreuzer dem Wunsch seines Herzens folgen und sich ausschließlich der Musik widmen. Mehrere Jahre brachte er nun in Konstanz und einigen umliegenden Orten der Schweiz zu, übte sich und war als Dirigent und als Komponist thätig.

Im Jahr 1804 reiste er nach Wien, wohin es ihn schon lang gezogen hatte. Denn diese Stadt war damals der Sammelpunkt für strebsame Musiker, die Stadt, in welcher Haydn, Mozart und Beethoven ihre schönsten Werke geschaffen hatten. Mit 90 Gulden in der Tasche machte sich unser Freund auf den Weg; aber bis er vor die Thore Wiens kam, war die Summe bis auf Weniges verbraucht. Er hatte sich auf einen Vetter verlassen, der in der fremden Stadt das Bäcker-

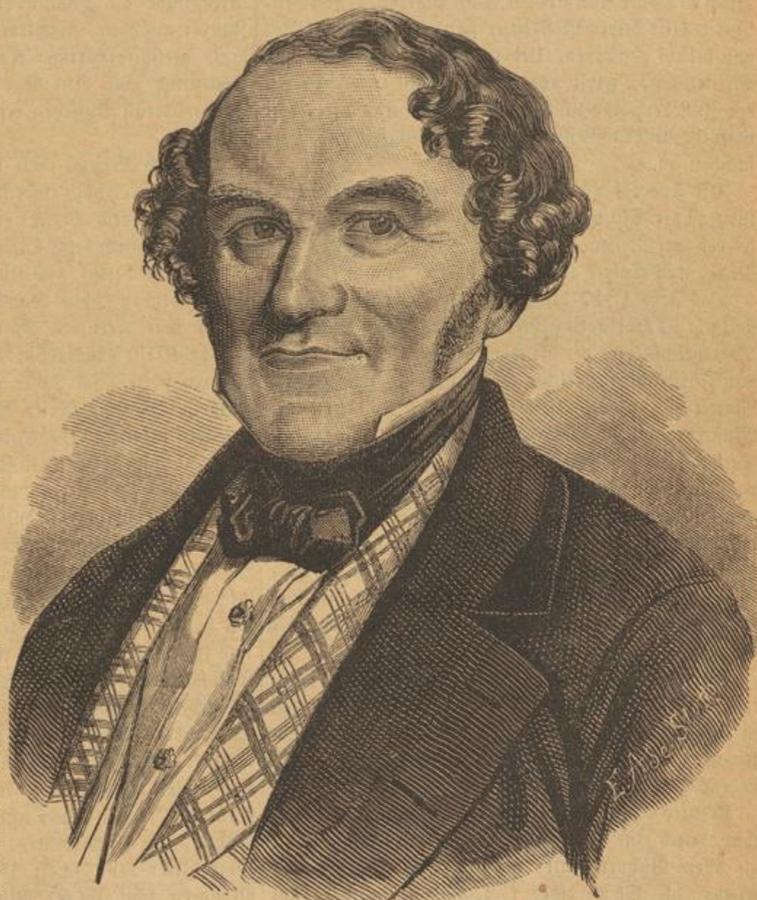
handwerk trieb; allein als er nach dem Verwandten, der ihm aufhelfen sollte, suchte, war dieser ausgezogen und niemand wußte ihm die neue Wohnung anzugeben. Ein glücklicher Zufall befreite ihn aus dieser Noth. In acht künstlerischer Sorglosigkeit hatte er nämlich einen seiner letzten Gulden zum Ankauf eines Billets

für die am Abend stattfindende Theatervorstellung verwendet und richtig, am Eingang des Theaters findet er seinen Beiter, die Freude ist auf beiden Seiten groß und der Künstler wird von dem biedern Bäckermeister in Kost und Wohnung aufgenommen. Kreuzer lernte in Wien fleißig unter einem tüchtigen Lehrmeister, dem berühmten Theoretiker Albrechtsberger, der nicht bloß ein tüchtiger Musiker war, sondern auch die Kunst besaß, mit richtigem Takt seine Schüler je nach ihren Anlagen und Bedürfnissen zu behandeln. Durch Albrechtsberger wurde Kreuzer auch mit den berühmtesten Musikern der damaligen Zeit bekannt gemacht, mit dem ehrwürdigen 72jährigen Josef Haydn und dem großen Meister Beethoven, und beide sollen den jungen Mann, der bescheiden und bewundernd an solchen Größen hinaussah, freundlich aufgenommen

und liebevoll behandelt haben. Aber neben so einzigartigen Tonkünstlern fand Kreuzer keinen rechten Boden in Wien. Von den 3 Opern, welche er komponierte, kam nur Eine zur Aufführung, („Terry und Balthely,“ Text von Göthe; 1810) und auch diese hatte keinen durchschlagenden Erfolg.

So war denn dem jungen Künstler die Aufforderung eines Freundes, Leppig, mit ihm eine Konzertreise

anzutreten, ganz erwünscht. Leppig wollte auf dieser Fahrt, welche durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz gehen sollte, ein von ihm erfundenes Instrument, eine Art Harmonium, in der Welt bekannt machen, Kreuzer sollte sich als Klavierspieler und Sänger in den musikalischen Kreisen einführen.



Konradin Kreuzer.

Letzterer fand wirklich überall reichen Beifall; aber die Reise war bald zu Ende, indem Kreuzer in Stuttgart festgehalten wurde, wo unter dem König Friedrich ein reges, künstlerisches Leben gepflegt wurde. Der Fürst, der an unsrem Freund Gefallen fand, ließ seine neueste Oper („Teodore“) zur Aufführung bringen und stellte den Komponisten als königl. Hofkapellmeister an (1812). So hatte er denn eine gute, feste Stellung

und konnte ein eigenes Haus gründen, Er that dies durch seine Verheirathung (mit Anna Huber aus Glattfelden bei Zürich). Neben seinem eigentlichen Beruf legte sich Kreuzer in Stuttgart eifrig auf's Komponiren. Aus der Zeit des dortigen Aufenthalts stammen außer anderen Tonwerken die bekannten „Frühlings- und Wanderlieder“, von Ludwig Uhland, dessen Muse den Künstler vor Allen angezogen, gedichtet. Durch diese Lieder ist Kreuzer ganz besonders bekannt und beliebt geworden. Ueberall, wo er sie, mit großer Meisterschaft, selbst vortrug, gewann er die Herzen der Zuhörer, und noch immer ziehen uns diese echt volksthümlichen Weisen durch ihre Innigkeit und Einfachheit an.

Der Tod des Königs Friedrich löste Kreuzers Stellung an der Stuttgarter Hofkapelle (1816). Er ging wieder auf Reisen, kam nach Berlin, Dresden und Prag, und erntete auf's neue überall Ruhm ein.

Das Jahr 1817 brachte ihm wieder eine feste Anstellung als Hofkapellmeister in dem badischen Städtchen Donaueschingen, der Residenz des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, welcher als geistreicher und feingebildeter Mann einen kleinen Kreis von Künstlern und Musikern um sich sammelte. Kreuzer war fortan die Seele dieser Gesellschaft. Er hatte die Kirchenmusik, das fürstliche Orchester und die mancherlei sonstigen musikalischen Aufführungen zu leiten. Dies that er denn mit vieler Geduld und großer Ausdauer und war ein gefeierter Mann in der kleinen Residenz; aber bei aller Gelegenheit, zu wirken und zu schaffen, fehlte ihm Eines, die Anregung durch Andere, die ihm in seiner Kunst überlegen gewesen wären.

So duldete es ihn nicht lange an diesem Ort; schon i. J. 1822 erbat er sich seine Entlassung; er erhielt sie und schied dankbar von diesem Fürsten, der ihm einige Jahre fröhlichen Strebens und angenehmen Lebens geschenkt hatte.

Kreuzer wandte sich wieder nach Wien und es gelang ihm, durch eine neue Oper („Libussa“), welche fast an allen Bühnen unter großem Beifall aufgeführt wurde, die Stelle eines k. k. Hofkapellmeisters am Kärnthnerthortheater zu erlangen. Obwohl er sehr gut gestellt war — er hatte 3000 fl. jährlichen Gehalt und 1000 fl. Benefizantheil —, trieb es den unruhigen Kopf schon 1827 weiter. Er ging nach Paris, hatte aber keinen Erfolg; denn es fehlten dem schlichten schwäbischen Liedmeister die künstlichen Reizmittel, der äußere Pomp und die Pracht der Tonfarben, wie sie das französische Publikum liebte.

Kreuzer kehrte in seine alte Stellung in Wien zurück

(1828), ein Tonwerk folgte auf das andere; aber schon 1832 suchte er wieder eine Veränderung und trat in das Josefsstädter Theater über. Als dessen Kapellmeister schuf er seine Meisterwerke auf dem Gebiet der dramatischen Kunst: „Das Nachtlager von Granada“ und die Musik zu Raimunds „Verschwender,“ zwei Stücke, welche noch heute durch ihren Reichtum an gemüthvollen Liedermelodien einen Zauber ausüben. Außerdem gehört eine Menge anderer verschiedenartiger Kompositionen in diese Zeit, namentlich eine Anzahl von neuen Männerchören, welche überall Aufsehen erregten und sich rasch eingebürgerten.

Obleich Kreuzer auch hier ein gutes Einkommen hatte, fehlte es doch zuweilen in der Haushaltung und es soll nach dem Bericht eines Neffen, der dann und wann zu Besuch beim Onkel war, die Tafel eben nicht immer reich besetzt gewesen sein. Auch sonst gab es im häuslichen Leben Kummer und Sorgen. Schon 1824 war Kreuzers Gattin gestorben, nachdem sie ihm 1820 ein Töchterlein, Anna Wilhelmine Jäzille, geboren hatte. Im Jahre 1825 führte er Anna von Dülheim als seine zweite Gattin heim; sie war ihm eine treu besorgte Lebensgefährtin und lebt noch heute in Dresden im Haus ihres Schwiegervaters (Fabrikant Winkler). Auch sie beglückte den Gatten mit einem Töchterchen, Marie (1828). Beide Kinder zeigten großes musikalisches Talent und wurden deshalb für den Beruf von Sängern bestimmt und ausgebildet. Als die ältere Tochter, Jäzille, ihre Lehrjahre hinter sich hatte, gab Kreuzer seine Stelle am Theater auf und trat mit seinem Kind eine Konzertreise an. Was sonst hätte den schon bejahrten Künstler bewegen können, den sichern Boden Wiens zu verlassen und noch einmal zu wandern, wenn nicht eben die Sorge um seine Tochter, welche er, als väterlicher Beschützer, selbst in die Welt einführen wollte? Köln, welches sie 1840 berührten, fanden Vater und Tochter an der nämlichen Bühne, dem Stadttheater, Anstellung. Aber nur für kurze Zeit; denn schon 1841 begann wieder das Wandern, nachdem der Meister noch in Köln die Ehre und den Ruhm gehabt hatte, das 23. rheinische Musikfest leiten zu dürfen.

Dreimal nacheinander reiste Kreuzer nach Paris (1843 — 45). Immer wieder hoffte er auf Erfolg in der berühmten Weltstadt; aber es erging ihm wie das erste Mal, er fand keinen Beifall neben einem Meyerbeer, welcher dem französischen Geschmack besser Rechnung zu tragen verstand. Dann finden wir ihn an verschiedenen Orten, unter andern in Hamburg,

Landwirthschaftliches Verständniß.

wo eine seiner Opern glänzend aufgeführt und dem 66jährigen Meister Huldigungen aller Art entgegengebracht wurden. Dies war der letzte Triumph, den er feiern durfte (1846).

Von Hamburg aus trat er nochmals eine Reise an; es galt jetzt, die jüngere Tochter auf ihrer Kunstfahrt zu begleiten. Denn die ältere hatte sich indessen glücklich verheirathet. Hoch im Norden, in Riga, blieben die Wanderer sitzen; die Tochter war als Sängerin des dortigen Theaters engagirt worden. Der greise Künstler war hier mit der Umarbeitung früherer Werke beschäftigt; daneben nahm ihn die Sorge um die Tochter voll in Anspruch; in allen Aufführungen, wo sie auftrat, war der treue Beschützer zu sehen.

Aber dieser Aufenthalt war von keiner langen Dauer mehr. Am 14. Dezember 1849 starb Kreuzer an einem Schlagfluß, mitten in seinem rastlosen Schaffen. In fremder Erde wurde er bestattet; die deutsche Liedertafel von Riga sang ihm am Grab und erwies so dem deutschen Meister die letzte Ehre, die ihm gebührte.

Da die Tochter Kreuzers bald ihre Stimme verlor, kehrte die Wittve, ganz ohne Mittel, mit ihr nach Deutschland zurück. Beide fanden im Haus der älteren Tochter Jäzilie liebevolle Aufnahme; und der eigentlichen Sorgen sind sie außerdem dahingewichen worden, daß der badische Sängerbund und der Wiener Männergesangverein, den verstorbenen Künstler ehrend, der Wittve ein jährliches Geschenk zu widmen beschlossen.

Der Meister selbst aber wird bleibend geehrt und verherrlicht werden durch ein Denkmal, das in seinem Heimathsorte Meßkirch aufgerichtet werden soll und für welches man gegenwärtig Beiträge sammelt. Damit



Dame (zum Mist abladenden Bauer): Mein Gott, Mensch! Das ist doch der Acker, den Ihnen mein Mann zum Kartoffellegen verpachtet hat! Wie können sie sich unterstehen, ihn statt dessen so schrecklich zu verunreinigen?

erfüllt das deutsche Volk eine Pflicht der Dankbarkeit. Denn wenn auch Kreuzer nicht zu den allerersten Meistern der strengen Tonkunst gehört; so ist er doch einer der ersten Liedersänger Deutschland's gewesen, ein Meister im Kunstlied, dessen Name mit der Geschichte des Männergesang's unzertrennlich verknüpft ist, ein Meister, dessen Liederperlen im Herzen und im Munde des deutschen Volkes fortleben werden, wenn manche jetzt stolz einherrauschende Tonerschöpfung im Staub der Bibliotheken vermodert sein wird. —

Better Krausle.

In der letzten Juniwocde des Jahres 1849 ging durch die Studentenschaft von Tübingen eine gewaltige Bewegung. Die verschiedenen Verbindungen der Studirenden versammelten sich vollzählig in ihren Stammkneipen und besprachen die Folgen, welche das verlorene Treffen bei Waghäusel vom 21.

Juni für die badische Revolutionspartei nach sich ziehen könnte. Befreundete Studentenverbindungen traten sogar zusammen, um zu berathschlagen, wie der Sache der Freiheit wieder aufzuhelfen wäre, und so fanden sich denn auf der Kneipe der Schweizergesellschaft „Helvetia“ auch die „Ulmer“ und „Waiblinger“ ein. Bekannt

war nämlich die Sympathie der Schweizerstudenten mit den Republikanern Deutschlands, insbesondere des benachbarten Großherzogthums Baden, und da die Helvetia aus lauter ältern Burschen, sogar zum Theil schon Examinirten, bestand, hoffte man von ihnen am ehesten sich Rath's erholen zu können. —

Saß da unter den Schweizern, bekleidet mit der Würde des Contrapraeses oder zweiten Präsidenten, ein junger Doktor der Philosophie, unter dem Spitznamen Gamaliel ganz Tübingen bekannt, dessen geistiges Wesen eine merkwürdige Mischung von feuriger Phantasie und scharfem Denken darstellte. An ihn wandte sich der dicke Tromp von den Ulmern, der sonst gar fleißig dem Studium der Gottesgelehrsamkeit oblag, nunmehr aber loberte vom heiligen Jörn Eliä gegen die „Tyrrannen,“ wie er die Gegner der Revolution zu benamfen pflegte, und sprach:

„Zu Hülfe ziehen muß man den Badensern von allen Ecken und Enden her. Ich meine theils breche auf, und du, Gamaliel, du solltest auch mit.“

Der junge Doktor lächelte; dann aber slog ein tiefer Ernst über seine Züge, indem er entgegnete:

„Deine Aufopferungswilligkeit ist alles Lobes werth; allein ich fürchte, jetzt kämen selbst massenhafte Zuzüge von Freiwilligen zu spät und würde manch ein kostbares Leben fruchtlos in die Schanze geschlagen werden. Was vollends meine Wenigkeit betrifft, so hab' ich mein Staatsstipendium nicht empfangen, um einem andern Volke zu dienen, sondern bin Kraft und Leben meinem Vaterlande zu widmen schuldig.“ —

„Nein,“ schrie Tromp, „ihr Schweizer solltet die Freiheit auch andern Völkern erkämpfen helfen.“

„Dazu,“ versetzte Gamaliel, „ist für's Erste unser Volk viel zu klein; für's Zweite aber bin ich der Ansicht, daß die Freiheit nur in einem solchen Volke, welches sich dieselbe aus eigener Kraft, ohne fremde Hülfe erringt, auf die Dauer bestehen kann.“ —

„Na so rauch' deine Pfeife im Frieden weiter,“ entschied der schon etwas angefaulste Tromp. „Ich gehe, und wenn ich mutterfeelenallein von Tübingen sollte in's Feld ziehen müssen.“

„Ich käme mit,“ behauptete ein Waiblinger; „aber meine Mama würde sich hinterfinnen.“

„Ich wäre auch dabei,“ versicherte ein bebrillter Ulmer; „doch bei meiner Kurzsichtigkeit vermöcht' ich den Schießprügel nicht mit Sicherheit zu handhaben.“

„Alle Wetter,“ ereiferte sich Tromp, „da sieh't's tröstlich aus! Unter solchen Umständen kann ich deine selbstsüchtige Schweizerpolitik entschuldigen, alter Gamaliel.“

Doch der Doktor hörte diese einlenkende Erklärung nur halb, da ihm soeben ein Sohn des Professor König aus Heidelberg etwas zuflüsterte, was ihn bewog, schleunigst mit demselben hinauszueilen.

In einem kleinen Nebengewach stellte ihm König zwei studentähnlich gekleidete Flüchtlinge vor, den ältern als seinen Bruder, welcher in der zum Ausfluß übergetretenen badischen Armee eine Offiziersstelle bekleidet habe, und den jüngern, der kaum 18 Jahre alt schien, ein jugendlich blühendes Antlitz unter blondem Kraushaar, als „unsern Vetter Krausle.“

„Sie sind,“ erzählte König, „bei Waghäusel von ihrem Korps getrennt worden, haben Nachts in Heidelberg ihre Uniformen mit diesen Studentenkleidern vertauscht und sich so in's Württembergische durchschleichen können. Aber jetzt, — wie weiter? Das Ministerium Römer liefert solche Flüchtlinge aus, und dann ist die Kugel wenigstens meinem Bruder gewiß. Sie müssen in die Schweiz zu kommen suchen. Dazu, bester Doktor, rathen Sie, helfen Sie!“

„Dazu kann schon Rath werden,“ fand Gamaliel. „Wir geben den Herrn Schweizerische Pässe, Bänder und Biermützen mit den roth und weißen Farben der Helvetia, so können sie mit der Post in die Schweiz reisen. Um ja, das Signalement meines Passes stimmt nicht übel mit der Person des Herrn Lieutenants da, und — beim Hammer! grad so einen rothwangigen Krauskopf, wie den Herrn Vetter Krausle, haben wir auch unter unserer Landemannschaft. He, Röb!,“ rief der Doktor in's Kneipzimmer mit seiner Trompetenstimme, „komm geschwind hier herein!“

Der Gerufene erschien, ward von Allem unterrichtet und erklärte sich alsbald bereit, dem Vetter Krausle Paß, Band und Mütze zu leihen, worauf der gute Junge mit leisem Erröthen und graziöser Verbeugung dankte.

„Aber wie wollen Sie sich in der Schweiz durchbringen?“ fragte Gamaliel die Flüchtlinge.

„Ich finde wohl“ meinte der Lieutenant, „Arbeit auf einem Advokaturbureau, da ich das Studium der Rechte schon beendet hatte, als das Loos mich traf, in die Armee einzutreten.“

„Könnte nicht Ihr Vater, der Herr Professor, Ihnen Empfehlungen an einen Advokaten in der Schweiz verschaffen?“

Doch traurig schüttelte der Lieutenant das Haupt, während sein Bruder antwortete:

„Könnte wohl, wird aber nicht wollen; denn er ist über den Alfred da im höchsten Grade aufgebracht wegen seines Anschlusses an den Ausfluß, sowie auch wegen“



Diese Hand, Herr Doktor, hat bei Waghäusel den Säbel kräftig genug geführt, nämlich einem Feinde, der im Begriff war, mich mit dem Bayonnet zu durchbohren, die Faust vom Arm geschlagen.

„Es ist genug an dem Einen Grunde, lieber Karl,“ fiel der Lieutenant hastig ein mit einem seltsamen Blick auf Vetter Krausle, welcher plötzlich erbleichte.

„Da müssen wir Ihnen halt Empfehlungen beschaffen,“ sagte der Doktor nachdenklich. „Ei ja, ich hab's! Adbi, hol' mal gleich unsere beiden Advokaten-söhne, den Mirza Hanseli und den Silbenstecher, weißt du?“

Die Herbeigerufenen erschienen und versprachen, gleich Abends noch Empfehlungsschreiben an ihre Väter, deren Einer in Schaffhausen, der Andere in Zürich der Rechtspflege oblag, zu liefern. Die guten Bursche waren ordentlich stolz darauf, für unglückliche Freiheitskämpfer etwas thun zu können, gingen dann aber auf die Vorstellung Gamaliels, man müsse alles Aufsehen vermeiden, sofort wieder zur Gesellschaft zurück, bereit, jede von dort aus mögliche Störung des im Nebenzimmer gepflogenen Rathschlages zu verhüten. —

„Und was soll nun in der Schweiz aus dem Herrn Vetter Krausle werden?“ hob der Doktor wieder an.

„Ein Gärtnerbursche!“ antwortete derselbe mit reizender Tenorstimme.

„Allerdings,“ bestätigte der Lieutenant dem stauenden Doktor. „Krausle hat von Kindheit auf die Kunstgärtnererei erlernt, kennt die Botanik, wie ein Professor, propft, okulirt, bindet famose Blumensträuße.“ —

„Aber Schaufeln und Blattrechen?“ unterbrach Gamaliel. „So harte Arbeit scheint der Junge doch nicht gewohnt zu sein, obwohl ich gestehen muß, daß Brust und Glieder vortrefflich gebaut sind, nur die Hände wohl klein. Ich wüß' ihm schon einen Platz; allein derselbe verlangt auch Geschick in Behandlung der Gemüse- und Blumenbeete.“

„Krausle,“ lachte der Lieutenant, „gib doch dem Herrn Doktor mal die Hand. Nu, sei doch nicht so schüchtern! Diese Hand, Herr Doktor, hat bei Waghäusel den Säbel kräftig genug geführt, nämlich einem Feinde, der im Begriffe war, mich mit dem Bayonnet zu durchbohren, die Faust vom Arm geschlagen.“

Der Doktor drückte Krausles zögernd dargebotene Rechte und anerkannte:

„Beim Element, eine kuriose Hand! Innenfläche wirklich etwas rauh vom Arbeiten her und doch fast ein Pauschhändchen, zarter Knochenbau, aber feste Muskeln. Gewiß, es wird gehen. Regel im botanischen Garten Zürich, mein guter Freund, wird Herrn Krausle auf meine Empfehlung ohne Zweifel anstellen. Solche Jungens, die sich auf alle Zweige der Gärtnererei ver-

stehen, sind rar, ihm daher stets willkommen.“ —

„Noch etwas gib's zu erwägen,“ nahm der Student König wieder das Wort, „und zwar die Frage, wo unsere Flüchtlinge die Nacht zubringen sollen, um von der Polizei nicht aufgepärrt zu werden.“

„Am besten,“ antwortete Gamaliel, „sind beide aufgehoben in dem Weinberghäuschen, welches ich dort auf dem Desterberg bewohne. Käme die Polizei auch dorthin, so schaff' ich sie durch die mit einem Deckel verschlossene Lucke in der Decke meines Studierzimmers auf den Dachboden, wohin keine Treppe führt. Die Herren begnügen sich wohl mit den Bettstücken, welche ich ihnen in mein Studirzimmer gebe, und ich für meine Person liege im Schlafzimmer auf den Strohsack.“

Bei diesen Worten blickte Vetter Krausle den Lieutenant mit angstvoll stehenden Augen an, worauf derselbe erwiderte:

„So arg, Herr Doktor, wollen wir Ihre Güte denn doch nicht mißbrauchen. Nehmen Sie nur mich allein für die Nacht auf Ihr Sopha. Bruder Karl wird für unsern Vetter Krausle schon ein Logis finden. Hab's auch schon zuvor mit ihm verabredet. Es handelte sich einzig um Unterbringung meiner Person, da die Polizei mich natürlich zuerst bei ihm suchen würde.“

„So, so,“ nickte Gamaliel. „Ihr Herr Bruder hat mithin seine Frage nur etwas zu allgemein gefaßt.“

„In der That,“ stotterte dieser. „Hatte in der Aufregung vergessen, daß . . . daß ich betreffend Vetter Krausle schon mit meines Philisters Frau . . .“

„Mit deinem Philister, wolltest du sagen,“ verbesserte der Lieutenant.

„Auch mit ihm,“ bestätigte Karl, „da er ein freigesinnter Deutscher ist; aber die Frau mußte doch für gehöriges Nachtlager sorgen.“

„Ei Herr König,“ wandte sich Gamaliel an den Studiosus. „Warum sehen Sie doch so verwirrt aus? Begreife nicht, was da zu ängsten wäre.“

Beide Brüder lachten, und selbst Vetter Krausle zeigte ein paar feine, lächelnde Grübchen auf seinen vollen Wangen, indem er halb schen, halb mutwillig zu dem Doktor aufblickte.

„Bitt' um Entschuldigung, Herr Doktor,“ ermahnte sich endlich der Lieutenant. „Es steckt da ein kleines Geheimniß, welches meinem Karl immer entschlüpfen will, und das kam uns, auch ihm selber, so komisch vor. Später wollen wir Ihnen dasselbe gern enthüllen.“

„Unnötig, Verehrtester,“ lehnte Gamaliel verbindlich ab. „Pflege mich nicht in die Heimlichkeiten Anderer einzudrängen. Unzart wäre das besonders

Treu bis in den Tod.

Bedrängten gegenüber, denen man helfen soll.“ In Krausles hellblauen, seelenvollen Augen schimmerte eine Thräne der Rührung; der Lieutenant aber versicherte:

„Ihren Edelmuth werden wir zeitlebens nie vergessen. Doch nun noch Eins: Morgens früh 4 Uhr geht die Post nach der Schweiz ab. Jetzt neigt sich schon die Sonne zum Untergang. Wann darf ich mit meinem Bruder in Ihrer Wohnung eintreffen?“

„Nach 8 9 Uhr,“ bestimmte der Doktor. „Dann soll Alles, Empfehlungsbriefe inbegriffen, bereit liegen. Aber haben Sie Geld?“

„Vorläufig genug von meinem Bruder.“

„Schließlich nicht zu vergessen,“ verabschiedete sich Samaliel, „daß Sie sich mit Vetter Krausle noch tüchtig in der schweizerischen Aussprache des Deutschen üben. Alle Vokale rein, wenn ich bitten darf. Die Gaumlaute g, ch, k und q tüchtig herausgekracht, ja nicht verschliffen! Auf Wiederseh'n!“

Damit begaben sich Samaliel und Röbi wieder zur Gesellschaft, welche längst ein Lied nach dem andern erschallen ließ, und sangen noch eine Weile mit. Dann aber folgten ihnen die beiden Advokatenjöhne auf einen leisen Wink in's Nebengemach, wo die versprochenen Empfehlungsbriefe schnell aufgesetzt wurden, indessen Röbi zu Hause seinen Paß holte. Noch vor 9 Uhr befand sich der Doktor sammt allem Nöthigen auf seinem Stubirzimmer, wo die Gebrüder König mit dem Glockenschlag, der vom Thurm der Stiftskirche heraufdröhnte, eintraten.

Die Postbilletts waren auf die in den Pässen enthaltenen Namen schon zuvor durch Karl König gelöst worden, unter dem Vorwande, die beiden Schweizer kneipen noch ein Weilschen mit ihren Landleuten. Nachdem der Doktor dieselben eingesehen, unterrichtete er den Lieutenant noch ein wenig in der Aussprache und fand an ihm einen ganz gelehrigen Schüler. Er ließ sodann nicht ab, bis der Flüchtling das dargebotene Bett annahm, obgleich der Ermüdete sich durchaus auf das Sopha legen wollte. Fast hätte der Lieutenant, so sicher ruhend, wie in Abrahams Schooß, sich verschlafen; allein sein gelehrter Wirth weckte ihn bei Zeiten, und so kamen denn die Beiden im ersten Morgengrauen zum Postgebäude, wo Karl König, welcher sich Abends zuvor sofort wieder aus Samaliels Behauptung entfernt hatte, mit Vetter Krausle ihrer wartete. —



Herr: Weißt Du, Johann! hole mir noch zwei Flaschen herauf, ich bin heute so durstig, daß ich mich zu Tode trinken könnte!

Diener: Ach! gnädiger Herr, da lassen Sie mich mitsterben.

Schon rasselte die Postkutsche heran, die Flüchtlinge mit ihren Schweizermützen nahmen tief ergriffen Abschied, der Posthalter verlas die Namen der Passagiere; doch kaum saßen die Beiden im Kasten, so sah der Doktor den schlauen Police-Meier, wie ihn die Studenten nannten, von ferne gemächlich heranschreiten.

„Schwere Noth, schon 10 Minuten über vier Uhr,“ rief er dem Postillon zu. „Fahr' zu, Schwager!“

„Na, pressir' s dene Herre Schwoizere?“ lachte der gemüthliche Schwabe. „Also denn — higg!“

Und damit zogen die Postpferde an.

Samaliel flüsterte dem Studiosus König etwas in's Ohr, worauf beide in lautem Gespräch dem nahenden Police-Meier, auf den auch die Postkutsche zuzufuhr, entgegenkamen.

„He, Postillon,“ rief derselbe, „hätt' eigentlich zuerst Ihre Passagiere näher besehen sollen.“

„Seit wann isch denn dees der Brauch?“ raunte der Schwabe. „Hab' schon 10 Minuten Verspätung.“ Dennoch hielt er still. —

„Ei schönen guten Morgen, Herr Kapitän!“ grüßte herzutretend der Doktor, der die schwachen Seiten Police-Meiers genau kannte. „Führt etwa der Schwager Contrebande, daß Sie die ehrwürdige Postkutsche des Freiherrn von Thurn und Taxis auf offener Gasse anzuhalten sich verpflichtet fühlen?“

„Der Herr Doktor sind allzeit ein Spaßvogel,“ schmunzelte der durch den Kapitänstitel geschmeichelte Police-Meier. „Hab' allerdings Weisung von oben, den Postpassagieren genauer nachzusehen.“

„So so, Herr Kapitän! Na, da werden Sie außer zwei Damen noch ein altes Haus und einen Fuchs aus der Schweiz finden, von welchem Letztern ich soeben Abschied genommen. He, ihr da drinnen, guckt mal raus, zieht euere Cerevismützen vor dem Herrn Kapitän und singt: Ich bin ein Schweizer, kennt ihr meine Farben?“

Der Police-Meier hielt sich den stattlichen Bauch vor Lachen, als die beiden Herren wirklich ihre Cerevismützen vor ihm zum weiten Kutschenfenster hinaus läpften, und rief:

„Schon gut, Schwager! Nur zugefahren! Kenne das Roth und Weiß der Helvetia schon, maßen ich bei Ansagen der Polizeistunde schon manch' Seidel Bier mit ihnen geleert habe.“

Darüber lachten die Insassen der Postkutsche gleichfalls, und die setzte sich wieder in Trab.

„Scheinen ein paar fidele Herren,“ wandte sich das Polizeihaupt an den Doktor. „Aber ja, Flüchtlinge aus dem Badischen sollen sich wirklich in der Gegend herumtreiben, und die müssen wir halt ausliefern, NB. wenn wir sie erwischen.“

„Habe meinstheils noch keine solche Individuen mit Heckerhüten und Kosakenbärten gesehen.“

„Ha, die Aufrührer sehen dormalen nicht mehr aus, wie in Hecker's Zeiten, sind manchmal ganz feine Leute, glatt rasirt oder gar noch ohne allen Anflug in ihrem jugendfrischen Gesicht.“

Dabei schaute Police-Meier dem Doktor spitzbübisch forschend in die Augen, weil ihn mittlerweile eine Ahnung von Möglichkeit, vorhin düpiert worden zu sein, beschlich hatte.

Gamaliel aber, schon längst auf alle Schliche vorbereitet, wußte sich vollkommen zu beherrschen und fragte mit Interesse:

„So? Haben Sie also doch hier herum schon solche Flüchtlinge zu sehen bekommen, daß Sie dieselben so genau zu beschreiben wissen?“

„Das gerade nicht,“ räumte Meier etwas verlegen ein, „aber, wissen Sie, die Signalementer, die sind in den Händen der Polizei.“

„Beim Element, Herr Kapitän, daran hatt' ich nicht gedacht! Man sieht halt auch da wieder, daß wir Gelehrten wahre Latsche sind im Vergleich mit den Herren von der Polizei. Nehmen wir geschwind eine Flasche rothen Türkheimer zum Frühtrunk, Herr Kapitän?“

„Wenn ich nur dürfte! Doch da ist auch wieder eine so verfluchte Verordnung, daß wir uns von Privatpersonen nicht mehr sollen regaliren lassen. Gott besser's! Wünsche recht guten Morgen, Herr Doktor!“

Und mit einem Seufzer salutirend ging Police-Meier seiner Wege. —

Die Flasche Türkheimer ward daher vom Doktor und seinem stumm gebliebenem Gefährten allein ausgetrunken.

„Alle Wetter!“ murmelte dabei der Doktor, „wenn Police-Meier die Pässe eingesehen und den meinigen beim Lieutenant gefunden hätte! Das wär' mir eine Schwulst gewesen.“

Nach wenigen Tagen kamen die geliehenen Pässe, Biermützen und Helvetiabänder wieder per Post an den Doktor zurück mit überströmendem Dank und der freudigen Nachricht, jeder der beiden Flüchtlinge habe auf die schriftlichen Empfehlungen hin seine Anstellung gefunden, der Lieutenant beim Vater „Silbenstecher“ in Zürich und Krausle im botanischen Garten daselbst, was ihnen ermöglichte, einander fast jeden Tag zu sehen. —

Zwei Monate später lief aber eine andere Nachricht ein, daß nämlich Tromp, der richtig in den Krieg gezogen war, als Flüchtling in das Haus von Gamaliel's Eltern gekommen sei. Unter Sigel's Schaar war er übern Rhein nach der Schweiz retirirt und daselbst entwaffnet worden. Gamaliel's Vater beherbergte ihn, bis Geld von seinen Eltern kam, welches ihn in Stand setzte, die Hochschule Zürich zu beziehen.

Eines Morgens, da Gamaliel in emsigem Studium begriffen war, trat der Studiosus König bei ihm ein mit einem alten, grangebeugten Herrn, den er als seinen Vater, Professor König, vorstellte. Der Greis dankte mit warmen Worten für die Rettung seines Sohnes, welchen sonst, wie er schauernd anerkannte, das gleiche Schicksal würde getroffen haben, wie die übrigen gefangenen Offiziere der ausländischen Armee. Die strengen Strafgerichte, welche in der Festung Raastatt vollzogen worden, hatten sein Herz, so tief es gegen den ältern Sohn erbittert gewesen, erweicht und bewogen, denselben reichlich mit Geld zu unterstützen, nachdem er seine Adresse durch den jüngern Sohn erfahren. —

Der schlaue Friz.

„Vielleicht wäre aber auch Ihr armer Vetter Krausle einiger Unterstützung bedürftig, obwohl ich ihm ebenfalls eine ordentliche Stelle verschafft habe“ meinte Gamaliel.

„Welcher Vetter Krausle?“ staunte der alte Herr, indem er zuerst den Doktor und hierauf seinen Sohn forschend ansah.

Studiosus König schlug stumm und erbleichend die Augen nieder, der Doktor aber, nicht minder erstaunt, antwortete:

„Der Herr Lieutenant stoh in die Schweiz mit einem jungen Kriegsgefährten, den er und der Herr Studiosus da Vetter Krausle nannten. Der brave Junge hatte dem Herrn Lieutenant im Gefecht bei Waghäusel das Leben gerettet.“

„Ist das wahr?“ wandte sich der Professor an seinen Sohn, worauf derselbe die wackere That des Vetter Krausle ausführlich erzählte.

„Aber warum nanntet ihr ihn Vetter Krausle?“ verhörte der alte Jurist weiter.

„Wir dachten, der Herr Doktor da, der schon lange mein guter Freund gewesen, werde dann auch ihm desto eher zur Flucht helfen.“

„Wäre auch ohnedies geschehen“ lachte Gamaliel.

„Wohl“ nickte der Professor, „das klingt plausibel. Doch dem braven Jungen will ich nun ebenfalls meine Dankbarkeit beweisen. Wo hält er sich auf, Herr Doktor? Ich reise hin.“

„Er ist angestellt im botanischen Garten in Zürich.“

„Sobald als möglich mache ich mich auf, ihn und meinen Alfred zu sehen.“

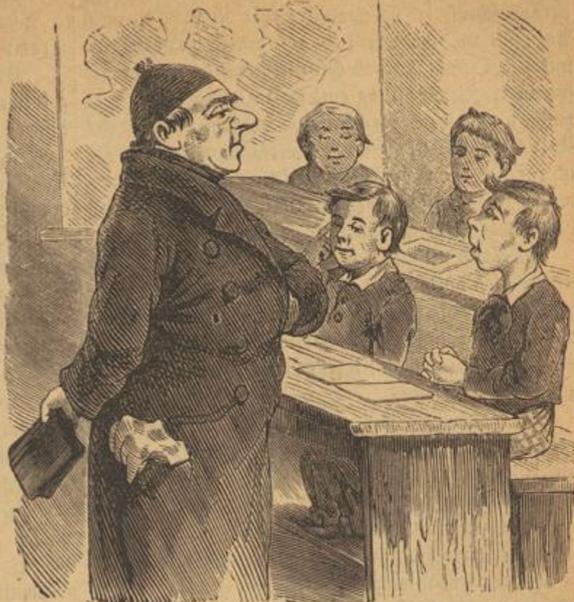
Karl König wuschte sich Angstschweiß von der Stirne.

„Das wird mir einen Austritt absetzen“ dachte er.

„Bald reis' ich selber heim“ sagte der Doktor, „und würde mir's zur Ehre rechnen, Sie, Herr Professor, zu den Beiden begleiten zu dürfen.“

Der Professor nahm den Vorschlag mit Vergnügen an und kam mit dem Doktor dahin überein, binnen 4 Wochen im Schloß Lausen bei Schaffhausen mit ihm zusammenzutreffen. Sein Gepäck wollte der Doktor durch die Post nach Hause senden, um sofort vom Rheinsfall aus nach Zürich reisen zu können. —

Auf der Reise von Schloß Lausen nach Zürich eröffnete der Professor seinem Reisegefährten:



Lehrer: Also nicht auf verbotenen Wegen soll der Mensch wandeln! Was sind denn nun verbotene Wege? Nun, wer weiß es? — Keiner? —

Frizchen meldet sich.

Lehrer: So ist es recht, Frizchen, Du bist doch immer ein aufmerksamer Knabe; was sind also verbotene Wege?

Frizchen: Wo d' Strohwiße stecken thun!

„Sie müssen wissen, Herr Doktor, daß mein Alfred eigentlich nicht bloß aus politischer Schwärmerei sich dem Aufstand angeschlossen hat, sondern aus unglücklicher Liebe. Die Tochter eines reichen Bankiers hatten wir ihm zur Gattin ausersehen, deren Mitgift ihm ermöglicht hätte, rasch in Amt und Würden zu steigen, als er plötzlich um meinen Segen bat zur Heirath mit einer wenig vermöglichen Gärtnerstöchter, deren Vater kürzlich gestorben war, weßnaben sie, ganz allein in der Welt stehend, zumal die Mutter schon früher hingeshieden, die ihr hinterlassene Gärtnerei hatte verkaufen müssen und zwar, der Revolutionswirren wegen, um einen Spottpreis. Erschröcken und erzürnt stellte ich ihm alles Erdenkliche vor; aber er bestand auf seinem Sinn. Ich versagte förmlich meine Einwilligung, drohte mit Enterbung, zeigte ihm, daß er ohne meine ökonomische Nachhülfe noch keinen

eigenen Haushalt werde führen können. Es half alles nichts. Wir schrieben in tiefster Erbitterung. Bald darauf schloß er sich sammt seiner Kompagnie dem Aufstand an, um den Tod auf dem Schlachtfeld zu suchen. O Gott! Das Gärtnermädchen aber scheint sich in der Verzweiflung entleibt zu haben. Wir vernahmen von ihren Nachbarn, nach dem Auszug aus ihrer Gärtnerei sei sie spurlos verschwunden, und als ich kürzlich, von Gewissenszweifeln beunruhigt, nachfragen ließ, mußte ich mich leider überzeugen, daß hier nichts mehr gutzumachen sei.“ —

Der Greis verbarg sein Antlitz in beide Hände und seufzte tief auf. So erschütterndem Seelenschmerz gegenüber wagte der jugendliche Doktor kein Wort der Tröstung, sondern beschränkte sich auf die Frage, ob der Herr Lieutenant seit seinem Aufenthalt in Zürich nie geschrieben habe.

„Er dankte für die zugesandte Unterstützung,“ antwortete der Professor, „fügte jedoch bei, daß er sein Auskommen auch ohne Opfer von meiner Seite zu finden vermöge.“

„Weiß er nicht, daß wir kommen?“

„Nein, er wäre mir am Ende gar ausgewichen.“

Weiter wurden wenige Worte mehr gewechselt. In Zürich angelangt, bat der Doktor den alten Herrn, seiner im Gasthof ein paar Stunden zu warten. Er wolle mittlerweile die Zusammenkunft vorbereiten. —

Zuerst begab er sich in den botanischen Garten und begrüßte Herrn Obergärtner Regel, welcher ihm dankte für die Zuweisung eines so gelungenen Gärtners, wie der junge Krausle einer sei. Er habe den Jüngling nach einigen Wochen denn doch der gröbern Arbeit entzogen und für die feinern Ganthierungen ausschließlich verwendet. Wie säuberlich der Bursche mit den Zierypflanzen umzugehen wisse, sei eine wahre Freude, und Bouquets vollends nehme kein Frauenzimmer mehr an, als aus der Hand des graziosen „Herrn Krausle.“ Er wird jetzt dort vor dem Gewächshaus soeben ein Teppichbett rangiren, schloß Herr Regel.

Nichtig fand sich Krausle am bezeichneten Orte, neben ihm aber ein breitschulteriger Student, welcher dem Doktor den Rücken kehrte und im Gespräch mit Krausle begriffen war.

Unbemerkt in die Nähe der Beiden gelangt, rief der Doktor mit heller Stimme:

„Guten Abend, Herr Krausle!“

Das Hören, ausblicken, ihn erkennen, auf ihn zueilten und seine Rechte mit beiden Händen fassen, war Eins. Nur brachte Krausle kein Wort hervor.

Im selben Augenblick aber umschlang der Student den Doktor von hinten und rief:

„He, alter Samael, kennst du den Freischärler Tromp nicht mehr?“

„Holka!“ lachte der Ueberraschte, „habt ihr euch gefunden, ihr Aufrührer? Wollt ihr mich gleich loslassen, ihr Revolutionäre?“

„Ja sieh, altes Haus,“ entgegnete der redselige Theologe, „da hab' ich gehört, daß ein Flüchtling im botanischen Garten angestellt sei, bin gleich hingegangen, ihn zu begrüßen, und da erfuhr ich denn, wie du ihm und dem Lieutenant König aus der Patsche geholfen. Ich widerrufe hiemit feierlich jedes Wort, womit ich dir an jenem Abend sollte zu nahe getreten sein, gebe sogar zu, daß du Besseres ausgerichtet hast, als ich, ohne deine Haut zu Markte zu tragen, wie ich.“

„Aber willst du hier in Zürich deine Studien vollenden?“

„Glaub's kaum, werde wohl bald amnestirt werden, wie mein Alter schreibt. Dann geh' wieder nach Tübingen. Mir fehlen hier wesentlich die Gänseleberwürste. Doch halt, es schlägt 3 Uhr! Muß in's Colleg. Adieu, alter Freund, und danke deinen Eltern nochmals für die mir erwiesene Gastfreundschaft!“

Damit rannte der geistliche Freischärler davon, doch nicht, ohne Herrn Krausle noch freundlichst zuzunicken. —

„Lieber Krausle,“ begann jetzt der Doktor, „der Vater des Herrn Lieutenant ist mit mir nach Zürich gekommen, Ihnen als dem Lebensretter seines Sohnes zu danken.“

„Warum nicht gar!“ rief Krausle, einen Schritt zurückprallend.

„Nur vorwärts, Freundchen! Gleich den Sonntagsstaat angezogen und mit mir in den Gasthof zur Krone!“

„Ich brauche keinen Dank,“ murmelte der Jüngling düster, indem seine feinen Züge eine marmorene Herbigkeit annahm.

„Sie sind mir ein Räthsel, lieber Freund,“ verwunderte sich der Doktor.

Da glitt ein Lächeln über das blühende Antlitz des Gärtners.

„Ich glaub's wohl!“ flüsterte er, ward dann wieder nachdenklich, richtete sich aber endlich auf und stieß mit blitzenden Augen hervor: „Jetzt oder nie! Ich komme.“

„Ziehen Sie sich an und fragen Sie um Urlaub, während ich den Lieutenant herbeihole,“ eilte der Doktor.

„Gut, auch das noch!“ willigte Krausle fast trotzig ein.

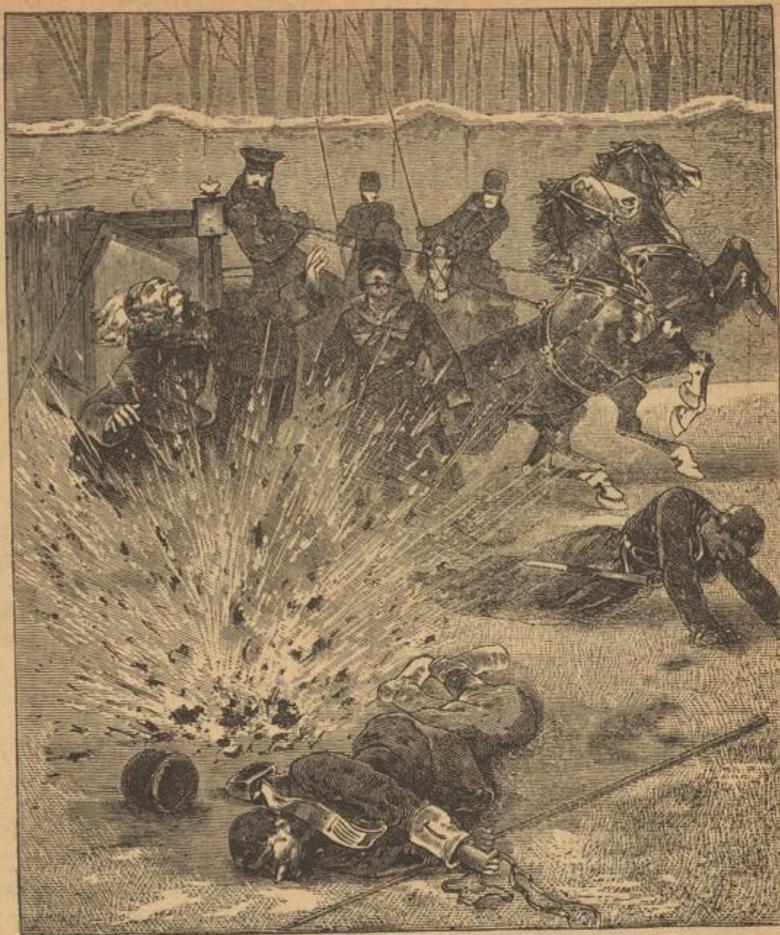
Der Lieutenant, welchen jetzt der Doktor im Bureau des Advokaten aufsuchte, empfing ihn mit stürmischer Freude und begab sich sofort mit ihm auf sein Zimmer. Hier erzählte ihm der Doktor Alles, auch die seltsamen Aeußerungen von Veiter Krausle, welche Herrn Alfred König in ernstes Nachsinnen versenkten. Nachdem er aber eine gute Weile geschwiegen, willigte er ein, neben Krausle vor den Vater hinzutreten, merkwürdiger Weise mit dem Seufzer:

„Helf Gott!“

„Muß euch Beiden komm' ich nicht!“ betheuerte hierauf der Doktor. „Ihr gehört zu den kuriosesten Menschenkindern, die ich je gesehen habe. Nichts für ungut!“

„Bald genug werden Sie drauß kommen, lieber Freund,“ prophezeite Herr Alfred König, indem er seinen Hut nahm und sich zum Gehen anschickte. — Krausle stand im botanischen Garten schon bereit und folgte den Beiden, ohne ein Wort zu sprechen, in den Gasthof zur Krone. — Der Doktor öffnete eine Thür und rief: „Da sind sie, Herr Professor!“

Laut schluchzend fiel der Greis dem wiedergefundenen Sohne um den Hals. Auch Alfred weinte. Dann aber fragte der Vater:



Die Ermordung Kaiser Alexander II.

„Und dieser Jüngling hat dir das Leben gerettet?“
„Ja, Vater, so wahr der Himmel über uns steht.“

„Wie kann ich Ihnen genug danken!“ rief der Professor, die Rechte des Jünglings ergreifend.

Krausle antwortete nicht. Aber seine Brust wogte auf und nieder, als fände er kaum mehr Athem.

„Wie kann ich Ihnen meinen Dank betheuern?“ wiederholte der Professor dringend.

Krausle stand noch immer stumm, sah aber dem alten Herrn mit einem Blicke wehmüthigen Vorwurfs in die Augen.

„Aber Krausle, lieber Junge, so reden Sie doch!“ bat der Doktor ängstlich.

„Soll ich für meinen Lebensretter antworten, Vater?“ fragte jetzt Herr Alfred mit hohem Ernst.

„Ihu“ das, lieber Sohn? Nur nicht mehr dies tödtliche Schweigen.“

„Und willst du das Einzige thun, womit du ihm danken kannst?“

„So wahr mir Gott helfe!“

„Wohlan denn, das ist der Dank, daß du mir meine Geliebte, Albertine Frank, zur Gattin gebest.“

„Wie sollte damit diesem Jüngling gedient sein? Und zudem: Die arme Albertine lebt nicht mehr. Wisse, sie ist verschollen. O wie gern, wenn sie noch lebte! Ihr Andenken liegt schwer auf meinem Gewissen.“

„Albertine lebt, Herr Professor,“ sprach Krausle plötzlich mit zitternder Stimme. „Ich, ich bin Albertine.“

„Mein Gott,“ seufzte der Greis, die Hände über seinem grauen Haupt zusammenschlagend. „Sie haben in Männerkleidern den Krieg mitgemacht?“

„Sie war nicht die Einzige ihres Geschlechts, mein Vater,“ entgegnete der Lieutenant. „Doch alle diese Mädchen, Töchtern ehrbarer Familien, haben ihre Würde unverfehrt erhalten.“

„Ich glaube es,“ sprach der Professor fest. „Da, Alfred, nimm ihre Hand, die dein Leben gerettet, und du, liebe Albertine, komm an mein Herz. Du bist mein Kind.“

Und ohne Widerstreben ließ Krausle, nunmehr enthüllt als Albertine Frank, sich von dem Vater ihres Bräutigams umarmen. —

„Schön, Vetter Krausle!“ hob jetzt der Doktor an. „Schön haben Sie Ihre Rolle gespielt als junger Krieger, wie als Gärtnergefelle. Wunderschön ist auch Alles abgelaufen. Wer aber der Narr im ganzen Spiel gewesen, der heißt Doktor Samassel.“

„Bitte, liebe Albertine,“ bat der glückliche Bräutigam, „versöhne doch den Herrn Doktor mit einem Kuß. Eine Sühne sind wir ihm schuldig.“

Und freundlich legte Albertine ihre rothigen Lippen auf des Doktors Wange, worauf sie lächelte:

„Nun ist Ihnen doch das Räthsel gelöst, und hiemit haben Sie die Genugthuung dafür, daß Sie Ihren Scharfsinn nur angewendet haben zu unserer Rettung, nicht jedoch zur vorzeitigen Enthüllung unseres Geheimnisses, welche uns hätte verderblich werden können.“ —

Um die Hochzeit vollziehen zu können, mußten beide Verlobte vorerst das Schweizerbürgerrecht erwerben.

Hierauf bestand Herr Alfred König, auf dem Bureau seines Prinzipals in die Zürcherische Rechtspflege tüchtig eingeschossen, das Staatsexamen mit Glanz und da er von seinem Vater mit anständigem Vermögen ausgerüstet worden, hielt es der alternde Prinzipal nicht unter seiner Würde, sich mit ihm zu associiren. Nach diesen Vorbereitungen hielten die beiden in der Geduld so viel Geübten ihres „Lebens schönste Feier“ unter freudiger Theilnahme all der Schweizer, die ihnen einst aus der Noth geholfen. Es fehlten weder Samassel, noch Röbi, noch Silbenstecher, noch Mirza Hanseli. Selbstverständlich übrigens hatte Albertine sofort nach ihrer Verlobung den Dienst quittirt und bei einer deutschen Familie in Zürich Wohnung genommen, bis ihr die Hochzeitslocken läuten konnten.

Am Abend ihres Verlobungstages hatte sie sich auf ihrem Stübchen als Dame von Stand gekleidet und war dann in das Bureau des Herrn Regel getreten mit den Worten:

„Herr Krausle nimmt hiemit von Ihnen Abschied und hat die Ehre, sich Ihnen vorzustellen als Albertine Frank, Verlobte des Herrn Advokaten Alfred König von Heidelberg. Tausend Dank für alle dem Herrn Krausle erwiesene Güte und Nachsicht!“

Der galante Herr Regel, anfangs aus den Wolken gefallen, faßte sich schnell und ordnete ein festliches Abendessen an, wo die schöne Albertine ihm und seiner Familie mit aller Freimüthigkeit die wahrhaftige Geschichte von „Vetter Krausle“ zum Besten gab. —
Dr. Kübler.

Zur Verwerthung für Geflügel-Züchter.

Was die Hühnerdressur betrifft, so verfährt dabei entschieden Niemand rationeller als der Steigbauer in Hennenbingen an der schönen blauen Donau. Hat er doch der Wanderer selber vom Delberg aus gesehen, wie er den Hahn mit Ohrseigen züchtigte, weil er fremden Hühnern den Hof machte und wie er seinen Hennen Stockstreiche auf den Steiß applizirte, wenn sie die Eier verlegten.

Diesem Manne gebührt doch sicher das Diplom als Ehrenmitglied der internationalen Mistkrautler-Gesellschaft!

Räthsel.

Welches ist der dümmste Handwerker? — Der Kaminkehrer; denn der fragt wo es ihn nicht beißt.

Von den Weltbegebenheiten.



Kronprinz Gustav von Schweden und seine Braut Prinzessin Viktoria von Baden.

Was ist ein Tag im langen Menschenleben? Ein kleiner Bruchtheil des Daseins, den auch der Beste zuweilen ungewürdigt verstreichen läßt! Und doch hängt gewöhnlich von einem Tage jahrelanger Genuß des Glückes, jahrelanges Leiden und Entbehren ab. Die Wahl des Berufs, die Wahl behufs der Ehe sind das folgenreiche Werk eines Tages. Ein Tag bringt eine Verwundung, eine Krankheit, einen Verlust, mit Nachwehen oft für's ganze Leben. Und nicht mehr und nicht weniger als ein Tag im Leben der Einzelnen ist ein Jahr im Leben der Völker. Das letzte Mal, als der „Wanderer“ Euch seinen Besuch machte, hat er die laufenden Jahre mit den magern Kühen im Traume Pharaos verglichen; hat er nicht recht gehabt? Gewiß, und leider hat sein Vergleich auch wieder für das letzte Jahr seine Richtigkeit.

Abermals waren es große Naturereignisse, welche Tausende von Menschen zugleich betrafen und um Haus und Hof, um theure Angehörige oder um's eigene Leben brachten: ich meine die fürchterlichen Erdbeben, von denen dir der diesjährige Wanderer in einem

eigenen, kundiger Feder entstammenden Kapitel erzählt. Ebenso fürchterlich wütheten große Feuerbrünste an verschiedenen Punkten der Erde. Die gräßlichen Menschenopfer, die erstickten Leben junger, hoffnungsvoller Künstler bei dem Münchener Maskenfest im Kolosseum, der Verlust an Berthen von über 9 Millionen Franken und die Zerstörung einer Arbeitsstätte von fast 1000 Menschen beim Brande der »magazins du Printemps« zu Paris, der Theaterbrand zu Nizza, wobei über 200 Menschen auf's Zammervollste ihr Leben einbüßten, der große Brand in Tokio, der japanesischen Kapitale, wobei 11 000 Häuser in Asche verwandelt wurden und zahllose Menschen ihr Leben, viele Tausende Hab und Gut verloren; das sind schwere Prüfungen des menschlichen Geschlechts. Niemand wird hier den Betheiligten, und seien sie uns auch noch so fremd, seine Theilnahme versagen, ein Jeder wird sich auf's Neue die Lehre von der Vergänglichkeit alles Irdischen zu Herzen nehmen und dem Schöpfer für die Gnade danken, daß er ihn bisher vor ähnlicher Heimsuchung bewahrt hat. — Und weiter an diese Schrecken durch blindes Walten der Kräfte der Natur

und durch entfesselte Elemente reihen sich andere. Wahrlich, „der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn!“ Rußland ist ein volles Pulverfaß und die brennende Lunte steht in dessen nächster Nähe. Eine chronische Mißregierung, die nach innen die natürlichsten und dringendsten Maßnahmen zur sittlichen und wirtschaftlichen Hebung des Volkes in unsagbarster Weise unterläßt, der nach außen aber eine treulose Politik der Intrigue, der Vergrößerungssucht, der unberechtigten Einmischung in alle Angelegenheiten der Nachbarländer zur zweiten Natur geworden, hat der Unzufriedenheit des russischen Volkes eine dauernde Berechtigung verliehen. Was Wunder, wenn dieses chronische Unbehagen bei einem Theil der Bevölkerung den Glauben an ein Besserwerden völlig ausgerottet und sie zu einem Vernichtungskrieg gegen alles Bestehende aufgestachelt hat. Das, lieber Leser, das und nichts anderes ist der Nihilismus, und ihm zum Opfer fiel nach 4 mißglückten Attentaten Kaiser Alexander II. bei dem fünften, er, dessen ganzes Leben ein fortwährender Versuch war, eine Besserung in den innern Verhältnissen Rußlands herbeizuführen und das Volk einer glücklicheren Zukunft entgegenzuführen. Er mußte als Unschuldiger die Sünden der Schuldigen büßen.

Die Kriegesfurie verschonte Europa und vor allem unser geliebtes Vaterland. Dagegen wollten sich die Engländer im südlichen Afrika bei den Boornen, deren Land sie hinterlistig annektirt hatten, und die Franzosen bei Tunis kriegerische Vorbeere holen. Die ersteren fanden einen überlegenen Feind, der ihnen einen nicht gerade glänzenden Frieden aufzwang, die andern fanden sozusagen den Feind gar nicht vor und können jetzt ihr Pulver auffahren um ihre algerische Kolonie, die nicht allzu zärtlich dem Mutterlande anhängt, sich zu erhalten. — Auch ein Krieg — aber ein schmachlicher — ist die Judenheze, welche letztes Jahr gleichzeitig in Rußland und Deutschland inszenirt worden und welcher elende Abklatsch der Barbarei früherer Jahrhunderte leider noch immer ungestört fortwährt. Die russischen Barbaren übersetzten natürlich die Sache gleich in's Praktische. In einzelnen Gouvernemenen von Süd- und Westrußland sind tausende jüdischer Familien durch schreuliche Zerflörung ihres Eigenthums und ihrer persönlichen Sicherheit beraubt worden. In Deutschland stehen statt der betrunkenen Bayern — o Schande! — sogenannte gebildete Leute an der Spitze der Judenverfolger und hinter ihnen ein Böbel, der zu allem fähig. Zu Mord und Lobschlag ist's da nicht gekommen; aber wehe denen, welche, die

Hände in dem Schooß, dem entfittlichenden, verwildern den Thun dieser rohen Massen auf die Dauer zusehen können. Sie spielen mit dem Feuer, das ebenso gut auch gegen sie sich wenden kann. Die Judenheze im deutschen Reiche ist eine größere Schmach als ein verlorener Feldzug.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika fand im März 1881 der Präsidentenwechsel statt. Präsident Hayes, über dessen Regierung in Amerika wie in Europa nur eine Stimme des Lobes und der Anerkennung herrscht, hat dem neugewählten J. A. Garfield Platz gemacht. Dieser hatte kaum Zeit, den guten Ruf, der ihm vorausging, namentlich bezüglich der Säuberung des Beamtenthums und der Erhaltung der Rechte des schwarzen Mannes zu bewahren, so traf ihn schon in den ersten Julitagen die Kugel eines Fanatikers — die Verwundung ist gefährlich; aber hoffentlich wird das Leben des Präsidenten erhalten bleiben, dessen Bedrohung in der gebildeten Welt eine so große Bestürzung hervorrief.

Aber auch von erfreulichen Dingen, welche sich im verfloßnen Jahre ereignet, lieber Leser, kann dir der Wanderer erzählen und er ruft dir hier die im ganzen badischen Land mit wärmster Theilnahme begrüßte Verlobung unserer Fürstentochter Viktoria mit dem Kronprinzen von Schweden in's Gedächtniß. Möge der Ehebund, den sie am 20. September, gleichzeitig mit der Feier der silbernen Hochzeit unseres erlauchten Fürstenpaares, schließen, ein gesegneter sein.

Das wäre nun, lieber Leser, was man früher Weltgeschichte genannt hat; aber es gibt noch eine Seite der Geschichte, die man erst in neuerer Zeit besser beachtet und die erst recht die wahre Seite der Geschichte ist: Die Fortschreitung des menschlichen Geistes von Stufe zu Stufe auf der Bahn seiner Vervollkommnung in geistiger und sittlicher Hinsicht. Diese Geschichte geht ihren langsamen, fast unmerklichen Gang; aber auch der kleinste Schritt nach dieser Richtung verdient angemerkt zu werden, schon deshalb, damit der Glaube an die höhere Bestimmung den Menschen nicht verloren gehe und Niemand an dem Werthe der allein dauerhaften geistigen und sittlichen Güter in unserer dem Materiellen zugewandten Zeit verzweifelt. Ein Markstein in dieser Geschichte des Geistes ist die Vollendung des Domes zu Köln.

Am 15. August 1248 wurde der Grundstein desselben von Meister Gerhard von Biele gelegt; in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts hatten die Thürme die Höhe der Wölbung erreicht. Die Wirren der Reformation, der dreißigjährige und der spanische

Erfolge. Krieg unterbrachen die Bauhätigkeit. Nachher trat eine solche Gleichgültigkeit gegen die Gothik ein, daß es einem Italiener, Joannes Syras, gelingen konnte, unter dem Titel „Verbesserung des Domes“ die werthvollsten Kleinodien, die Meisterwerke deutscher Steinmetzkunst am Dome zu zerstören. Erst vor 50 Jahren begann eine stilmäßige Restauration und vor 40 Jahren faßte der Gedanke des Ausbaues Fuß. Jetzt ist der Bau, ein Denkmal deutscher Kunst, ein Symbol deutscher Einheit, im Wesentlichen fertig. Die Gesamtkosten betragen 40 Millionen Mark. Der Quadratfuß Dom kostet 85 Mark, der steigende Meter der Thürme kommt auf 8000 Mark.

Weitere Marksteine in der Geschichte des Geistes bilden die großen Kunst- und Industrieausstellungen, voran die internationale Gemälde- und Skulpturen- ausstellung in München, die deutsche prähistorische Ausstellung in Berlin, beide vom Herbst 1880, die internationale Patent-, Musterschuh- und balneologische Ausstellung von 1881 in Frankfurt. Auch hier steht Nation gegen Nation, Mann gegen Mann; aber sie kämpfen den friedlichen Kampf des Geistes und den Kampfspreis gewinnt die gebildete Menschheit!

Wenden wir uns den innern Angelegenheiten unseres deutschen Vaterlandes zu, so sticht das Bild von 1881 wesentlich von 1871 ab. Die Tiefe der heutigen Verstimmung steht in unmittelbarer Beziehung zu der Höhe der damaligen Erwartungen. Hätten wir die Geschichte der letzten zehn Jahre im vollen Lichte unseres heutigen Wissens verlebt, so würde im Anfange unser Genuß geringer, dafür aber heute der Nachgeschmack minder herb gewesen sein. Wir hatten geglaubt, daß der starke Arm des Reichskanzlers uns rasch über eine weite Strecke Weges hinwegtragen werde, dem Ziele entgegen, das uns vorschwebte; wir wissen aber jetzt, daß wir diese Strecke auf eigenen Füßen werden zurücklegen müssen. Und auch das ist ein Gewinn, einzusehen, daß ein Volk nie auf Letzteres verzichten darf, wenn es den Fortschritt ernstlich will. — Wir erblicken rings Entmutigung und Verzagen, schwer liegt die Last des bewaffneten Friedens auf dem Volke, noch schwerer die finanziellen Pläne, deren Durchführung so ernstlich im Werke ist und die in geradem Widerspruch mit den Doktrinen der Finanzwissenschaft und der langjährigen Praxis im deutschen Reiche stehen; die letzten der spärlichen Errungenschaften des Geistes der Neuzeit, Freizügigkeit, Gewerbefreiheit und humanes Strafrecht sind ernstlich von der Koalition der reaktionären Elemente bedroht. — Unter diesen Umständen dürfen wir uns wohl auf unser wahres

Selbst wieder besinnen. Der vierte deutsche Reichstag ist unter traurigen Verhältnissen fast resultatlos auseinander gegangen und vor uns stehen Neuwahlen. Durch sie können wir wieder in den Besitz der verlorenen Freiheit und des so nothwendigen inneren Friedens gelangen und die mittelalterlichen Gespenster verschrecken, die bei Tage umgehen, damit aus dem Tage Nacht werde.

Todtenschau vom 1. Juli 1880 bis 30. Juni 1881.

Den 9. Juli 1880 starb der ausgezeichnete Chirurg und Anthropolog Dr. Paul Broca zu Paris im 56. Lebensjahre.

Den 2. August verlor die deutsche Wissenschaft den als Arzt und Anatom gleich hochstehenden Professor Ludwig von Buhl zu München, den Entdecker des die Diphtherie veranlassenden Pilzes.

Den 5. August raubte der unerbittliche Tod der gelehrten Welt einen der bekanntesten Ärzte und Lehrer der Heilkunde, Professor Ferdinand Hebra zu Wien, den Reformator im Gebiete der Hautkrankheiten, im Alter von 64 Jahren.

Den 17. Aug. starb nach einem bewegten Reiseleben der berühmte Violinspieler Ole Bull, 70 Jahre alt, zu Bergen in Norwegen.

Den 4. Oktober starb zu Paris Jacques Offenbach, bekannt als Komponist zahlreicher komischer Opern, die als Modeartikel zwar den Geschmack der großen Welt in ganz Europa beherrschten, aber als traurige Verirrungen der Kunst bezeichnet werden müssen.

Den 19. Oktober verschied im bayrischen Gebirge der gemüthvolle Novellist Hermann von Schmid, den Lesern der Gartenlaube durch seine Bilder aus dem oberbayrischen Volksleben wohlbekannt.

Den 13. November verlor die deutsche Armee einen ihrer besten und tapfersten Generale, Göben, den Helden von St. Quentin und Führer des 8. Armeekorps bei der Belagerung von Metz, im Alter von 64 Jahren an Diphtherie.

Den 16. November segnete Dr. Johann Heinr. Ritter von Dumreicher, berühmter Professor der Chirurgie an der Wiener Hochschule, 65 Jahre alt, das Zeitliche.

Den 6. Februar 1881 starb der berühmte englische Schriftsteller Carlyle, 86 Jahre alt zu Chelsea. Wir Deutsche haben besonders Ursache, diesen Mann zu verehren. Durch gelungene Uebersetzungen der Meisterwerke unserer Literatur in's Englische hat er

nicht nur dem deutschen Geiste und dem deutschen Volke unschätzbare Huldigungen gebracht, sondern er hat dadurch den Schätzen der deutschen Literatur reichliche Verbreitung und Anerkennung im Auslande verschafft und dieselben seiner Nation als Vorbild und Muster vorgeführt.

Im März endete unser Landsmann Friedrich Hecker, 70 Jahre alt, sein thatenreiches Leben, fern von seinem Vaterlande, zu St. Louis in den vereinigten Staaten Nordamerikas.

Den 28. März starb der berühmte Nordpolfahrer Karl Weiprecht, k. k. Linien-Schiffslieutenant, gebürtig aus Michelstadt in Hessen.

Der 31. März war Zeuge einer über alle Begriffe gehenden Unthat. Kaiser Alexander II. von Rußland fiel durch eine von den Nihilisten mit teuflischer Bosheit erfundene Dynamitexplosion zu Petersburg auf der Heimkehr von einer Parade nach dem kaiserlichen Winterpalais.

Den 18. April starb zu Berlin der gleichnamige einzige Sprößling Karl Maria von Webers, einer der berühmteren Eisenbahntechniker der Neuzeit, fruchtbar als Schriftsteller in seinem Berufsfache, wie auch auf mehrfachen anderen Gebieten der Literatur.

Den 19. April starb in London der Minister Beaconsfield, bekannter unter dem Namen Disraeli, ein Diplomat, dessen Ehrgeiz und Klugheit Charakterfestigkeit und wahre Geistes- und Herzensgröße weit überragten. Der gerühmte Glanz, den seine äußere Politik dem Namen Englands erwirkt haben soll, ist in den Augen tiefer blickender Politiker ein sehr zweifelhaftes Ding.

Der 27. April rief zwei bekannte Generale vom irdischen Schauplatz ab: Den bayrischen Heerführer General von der Tann, und den österreichischen Feldzeugmeister Benedek, ersterer bekannt durch seine kriegerischen Thaten in Schleswig-Holstein und im letzten Kriege gegen Frankreich, der letztere namentlich durch seine unglückliche Heerführung in Böhmen 1866.

Den 29. April schied zu Frankfurt a. M. Professor Rudolf Wötger, einer der hervorragendsten Männer der neuern naturwissenschaftlichen Forschung, 75 Jahre alt, aus dem Leben. Mit Schönbein hatte er 1846 die Schieß- und Kolloidiumwolle entdeckt, die Fabrikation der schwedischen Zündhölzer schon

1848 angeregt und neuestens die Vernickelung der Metalle, namentlich des Stahles gezeigt.

Den 19. Mai endete Graf Harry von Arnim ein Leben, dessen Abend keinem milden Herbsttag, sondern einer sturmvollen Winternacht glich. Der deutsche Botschafter, der Sproß eines alten adeligen Geschlechts starb, verlustig aller Standes- und Bürgerrechte, zum Zuchthause verurtheilt, weil er dienstliche Akten der Pariser Botschaft unrechtmäßig an sich gezogen haben soll, in Nizza an langwieriger, unheilbarer Krankheit. Mit ihm ist Bismarcks größter Nebenbuhler, unversöhnlichster und unglücklichster Gegner aus der Welt geschieden. Auch eine viel schwerere Schuld, als die ihm zugeschriebene, hätte nicht hätte gebüßt werden können.

Den 2. Juni starb zu Paris einer der berühmtesten Gelehrten des Jahrhunderts, der Akademiker Littré, ebenso großer Sprachforscher als Arzt, Verfasser des Dictionnaire de la langue française im 80. Lebensjahre.

Den 4. Juni endete General Uchatius, der Erfinder der Stahlbronze-Kanonen, auf dem langjährigen Schauplatze seiner Thätigkeit, im Arsenal zu Wien sein Leben durch eigene Hand. Er hatte sein 70. Lebensjahr erreicht.

Der 5. Juni rief den liebenswürdigen Violinvirtuosens Vierxtempis zu Algier aus dem irdischen Dasein ab.

Den 13. Juni starb der Historienmaler Ferdinand Wagner, 61 Jahre alt, zu Augsburg. Er hat das Fuggerhaus daselbst und das Rathhaus zu Konstanz mit Fresken bemalt.

Den 23. Juni starb zu Frankfurt a. M. der berühmte Botaniker M. Schleiden, im 77. Lebensjahre.

Jahrmärkteberichtigungen.

Während dem Druck des Kalenders sind folgende Jahrmärkteberichtigungen eingegangen:

Engen hält am 23. Sept., Rait am 9. Okt. Farrenmarkt. Haslach hält am 2. Okt. Farrenmarkt mit Brämierung. Malsch, Amt Ettlingen hält am 3. Juli Fohlenmarkt. Offenburg hält am 28. März u. 26. Sept. Vieh- u. Farrenmarkt mit Preisvertheilung.

Auflösung der Räthsel.

1. Der Briefträger. 2. Ein Spruch; Einspruch. 3. 99⁹⁹/99.

Ergebniß der Gewinnziehung von 1881.

Es erhielten: Nr. 36 046 den ersten Gewinn mit 50 Mark, Nr. 44 242 den zweiten und Nr. 13 223 den dritten Gewinn mit je 30 Mark, Nr. 31 012 den vierten und Nr. 24 011 den fünften Gewinn mit je 25 Mark, Nr. 19 595 den sechsten und Nr. 38 218 den siebenten Gewinn mit je 20 Mark.